

reetzner

Glocka



Ein Heimatbuch

1779

Preetzer Glocka

Allerlei
Interessantes,
Lustiges,
Besinnliches
und für unsere Jugend
Erhaltenswertes
aus unserer Heimat
Protzan
von einst und jetzt
- uft Pauersch und uff Huchdeutsch -
gesammelt
von
Josef Gottwald

Inhalt

Inhalt	3
Vorwort	4
Protzan einst	6
Aus der Geschichte Protzans und seiner Kirche	6
Wen alles wir in Protzan hatten	7
Die Dorfpresche vu Prutza	19
Wer, Was Wo?	23
Redensarten, Redewendungen, Sprichwörter und mundartliche Ausdrücke, wie sie in Protzan gang-und-gebe waren	24
Was alles sich in unserer Heimat ereignet hat	26
Im Winter derheeme	34
Ne Breslauer Lerje	39
Sitten und Bräuche in Protzan	43
Fadarnschleiða	44
Sonntag Laetare	46
Gründonnerstag	47
Ostern	48
Weißer Sonntag	49
Christi Himmelfahrt	49
Lichtla-Schwemma	51
Fronleichnam	51
Johannesfeuer	52
Patronatsfest	53
Getreideernte	54
Große Kirmes	56
Nikolaustag	57
Dreschen	57
Weihnachten	58
Silvester	60
'S Kließla-Lied	61
Das war einmal unser Protzan:	63
Vertreibung aus der Heimat.	70
Protzan jetzt	71
Wie sieht es jetzt in Protzan aus?	72
1969:	73
1969:	73
1972:	73
1976:	73
1969:	74
1976:	74
Asu iss ins derganga	75
Heimatdörflein	76
Die Heemte	78
Herrlich ist doch das Rentnerleben	79
Ein Erlebnis beim Schlesiertreffen in Hannover	81
Zur Ermunterung	82
Gefallene, Vermißte und in Kriegsgefangenschaft oder nach Verwundung Verstorbene der Gemeinde Protzan	83
Schlußwort	84

Erinnerungen sind das Paradies, aus dem niemand vertrieben werden kann

Vorwort

Vier Glocken hingen im 64 in hohen Kirchturm unseres Heimatdorfes Protzan:

- die „Marienglocke“ mahnte als „Angelus-Läuten“ dreimal täglich die Gläubigen zum Gebet;
- die „Aale“. Sie wurde mittels eines Seiles von der Hinterhalle aus in Bewegung gesetzt und ertönte als Rufer zur täglichen Messe und jeden Freitag um 9 Uhr, später um 15 Uhr zum Gedenken an den Opfertod Jesu;
- die „Sterbeglocke“ verkündete den Tod eines katholischen Mitbürgers. Zum Ausläuten (drei Tage lang nach dem mittäglichen „Angelus“) ertönte zunächst volles Geläut und dann einige Minuten und sich zweimal wiederholend die Sterbeglocke;
- die „Peter und Paul-Glocke“ (benannt nach den Apostelfürsten, denen unsere Kirche geweiht war) hatte für sich allein keine besondere Aufgabe. Ihr Ton diente der Klangfülle und -abstimmung, wenn sie zusammen mit den drei anderen Glocken in Bewegung gesetzt wurde, so z.B. beim „Sonntag-Einläuten“ oder bei Hochzeiten und Beerdigungen.

„Pretzner Glocka“ („Protzaner Glocken“) habe ich mein Buch benannt. In diesem Titel möge als Echo erklingen, was uns damals unsere Glocken zu sagen hatten: Freud' und Leid, Glück und Unglück. Mit ihrem hellen Ton, mit ihrem tiefen, mahnenden Klang, in der Viertheit wundervoll abgestimmt, waren sie ein Teil unseres Erlebens an frohen Tagen und in trüben Stunden.

Bei meinen Vorbereitungen habe ich öfters feststellen müssen, daß viele unserer Heimatfreunde wenig oder keinen Kontakt zu anderen Protzanern haben. In dieser Lage – aus welchen Gründen Sie auch immer entstanden ist – gehen alle Beziehungen zur Heimat verloren. Man spricht kaum noch unseren Dialekt, angestammtes Brauchtum gerät in Vergessenheit, das Wissen um das Ausmaß und die Härte des Verlustes durch die Vertreibung geht unter. im Taumel anderer, scheinbar besserer Ideale. Sinn und Zweck meines Buches sollen deshalb sein:

- heimatliche Verbindungen unter uns wiederherzustellen und noch vorhandene zu stärken;
- die heimatliche Mundart zu pflegen und sie den Nachkommen zu erhalten;
- den Heimatgedanken durch Gespräche über heimatliche Begebenheiten, Erlebnisse, Dinge und

- Einrichtungen zu beleben und damit zugleich nette. Erinnerungen an damals zu wecken.

Was ich mit meinem Buch nicht erreichen möchte und auch nicht beabsichtigt habe, ist, bei jemanden „eis Fettnappla zu trata“. Mein Buch möge mit einem reichlichen Quantum an Humor und Verständnis für unser damaliges dörfliches und friedliches Leben aufgenommen werden.

Meinen Plan, alle diejenigen Heimatfreunde hier zu benennen, die mir Berichte in Wort und Bild zugesandt haben, mußte ich mit einer Ausnahme aus Platzgründen aufgeben. Frau Berta Bögner, uns als Verfasserin heimatlicher Gedichte in Protzan und darüber hinaus bekannt, hat mir alle ihre Gedichte übersandt, von denen einige als echte „Pretzner Glocka“ hier zu lesen sind. Sie verbringt ihren Lebensabend in körperlicher und geistiger Frische, stets zu einer lustigen Erzählung aufgelegt, im Altenwohnheim in Rodewald bei Neustadt a/Rbge. Ihr seien noch recht viele Jahre bei bester Gesundheit beschieden! Ihr, allen im Text Genannten, selbstverständlich auch allen Ungenannten sage ich ein aufrichtigen „Dankeschön!“ für ihre Mithilfe und wünsche allen Lesern viel Spaß und gute Unterhaltung!

Nettetal, im April 1979

Josef Gottwald

Protzan einst

Aus der Geschichte Protzans und seiner Kirche

In unserem Heimatdorf Protzan hätten wir im Jahre 1975 ein großes Fest feiern können, Anlaß dazu wäre die 800. Wiederkehr des Jahres gewesen, in welchem Protzan erstmalig urkundlich erwähnt wurde.

Im Turmknopf unserer Kirche befinden sich Urkunden und Berichte über die Entstehung Protzans und den Bau seiner Kirche.

Nach diesen schriftlichen Überlieferungen sah sich Herzog Heinrich I. von Schlesien, der Gatte unserer Landespatronin, der Hl. Hedwig, bei einer Jagd im Waldgebiet, wo heute Protzan steht, plötzlich einem Bären gegenüber. Der Herzog warf seinen Speer nach dem Tier, verfehlte jedoch sein Ziel. Das wütend gewordene Tier griff nun den Jäger an, riß ihn vom Pferde und hätte ihn zerfleischt, wäre nicht im letzten Moment auf die Hilferufe hin sein Knappe Pfeil hinzugekommen, der dem aufrecht stehenden Bären mit seinem Schwert die Vorderfüße (Pratzen) abhieb. Das Tier fiel zu Boden und konnte nun vollends erledigt werden. Der Herzog schenkte dem Knappen aus Dank für seine mutige Tat das Land dieser Umgebung, erhob ihn in den Adelsstand und ließ auf dem nahegelegenen Hügel eine kleine Holzkapelle errichten.

Graf Pfeil besiedelte nun das Land und gab in Erinnerung an die abgehauenen Pratzen dem Dorf den Namen „Pratzan“. Daraus entwickelte sich im Laufe der Jahrhunderte der Name „Protzan“

Das Siegel von Protzan zeigt neben dem Buchstaben „P“ zwei Bärentatzen. Ebenso sind auf Wappen des Grafen Pfeil und seiner Nachkommen Bärentatzen zu erkennen.

Nachfolgende Geschlechter besaßen Güter in der Umgegend, z.B. in Kleutsch und in Zülzendorf. Auch in unserer Heimatkirche sind auf zwei Gedenktafeln die Bärentatzen zu sehen. Ein Nachkomme des Grafen Pfeil schenkte viele Jahre später als Sühne für einen von ihm begangenen Mord das Dorf Protzan dem Dom zu Breslau, das Rittergut, das Graf Pfeil unweit der Kirche erbaut hatte, wurde zur gleichen Zeit Pfarrhof.

Die „Bäenschlucht“, das Gebiet unterhalb des Kirchberges am „Protzaner Wasser“ wurde erst in neuerer Zeit zu einem Teich umgestaltet, er liegt gegenüber der ehemaligen Erbscholtisei Krisch und zwischen der „Großen Seite“ und dem „Körper-Weg“.

In diesem Zusammenhang sei auch die „Bärenhöhle“ im unteren Teil des Gartens des Paul Hübner („Hiemer-Schuster“) erwähnt. Sie war stets das große Geheimnis des Eigentümers, kaum einer durfte in sie hineingehen. Die Errichtung der Kapelle soll um das Jahr 1220 erfolgt sein. Beim Mongoleneinfall (1241) wurde sie zerstört, später wieder aufgebaut. Während der Hussitenkriege (1419-56) wurde sie wieder zerstört und um 1690 soll sie ihren Grundriß und die Gestalt in der Form, wie sie uns bekannt ist, erhalten

haben.

Die Kirche ist den Apostelfürsten Petrus und Paulus geweiht , deren Bild in Lebensgröße am Hochaltar angebracht ist.

Wen alles wir in Protzan hatten

(Die folgenden Berichte beginnen und enden dort, wo die genannten Personen den ältesten, noch lebenden Protzanern namentlich oder sogar persönlich bekannt sein dürften)

Wir hatten

- enn Forrn (einen Pfarrer):

da beginne ich mit Pfarrer Viktor Apoloni (1882-1901). Seine Grabtafel war im Jahre 1976 noch an der Kirchenmauer rechts neben der Eingangskapelle vorhanden, ebenso die seiner Nachfolger Alois Schwarzer (1901-22) und Paul Dworski (1922-52).

Die Nachfolger von Pfarrer Dworski waren Pfarrer Otto Peukert (1932-43) und Pfarrer Georg Kliche (1945-46). Nach der Vertreibung, die auch Pf. Kliche nicht erspart blieb, betreute er von seinem Wohnsitz Wunstorf aus die Gläubigen Protzans (und natürlich auch andere), die in der dortigen Gegend wohnten.

Die meisten der Protzaner Pfarrer trugen den Titel „Erzpriester“. Dieser Titel entspricht ungefähr der jetzigen Bezeichnung „Dechant“.

Wir hatten

- einen Hauptlehrer:

nach Hptl. Karl Hollunder bekleideten dieses Amt Hptl. Georg Jaekel und Hptl. Gustav Winkler.

Der Hauptlehrer war gleichzeitig der „Kanter“, der Mann also, der die Orgel in der Kirche zu spielen und den Kirchenchor zu leiten hatte.

- Der Kirchenchor bestand aus dem Gesangs- und dem Instrumentalchor.

Wer denkt nicht gern zurück an die Feier der Weihnachtsmessen, ganz besonders an die in der Christnacht um Mitternacht oder in den frühen Morgenstunden des ersten Weihnachtsfeiertages, wenn in der bis zum letzten Platz besetzten Kirche vom Chor herab das in Text und Melodie wundervolle Lied „Transeamus usque Bethlehem“ erscholl? Nach dem Präludium der Klarinetten und Geigen setzte der Sologesang des Karl Zwiener ein, danach füllten die übrigen Gesangsstimmen den erhebenden Gesang. Genauso erhebend war es, wenn am Schluß der Messen an hohen Feiertagen das „Großer Gott, wir loben Dich!“ von allen Versammelten gesungen und vom Instrumentalchor begleitet wurde. Es schien, als wäre dieser Gesang gleichzeitig ein Dank an den Dichter des Liedes, an Ignaz Franz, einem geborenen Protzaner

(12. Oktober 1719). Ignaz Franz war der Sohn des Tischlers Kasper Franz, er besuchte bereits mit neun Jahren das Gymnasium der Jesuiten in Glatz und wurde, erst 25 Jahre alt, 1742 in Olmütz zum Priester geweiht. In seinem Hauptwerk – ein „Allgemeines und vollständiges catholisches Gesangbuch“ – waren von 368 kirchlichen Gesängen nicht weniger als 363 von ihm gedichtet.

- Im Ablauf der kirchlichen Handlung spielten die Kirchväter eine große Rolle. Nach Julius Überall und Jul. Opitz bekleideten dieses Ehrenamt Franz Just und Paul Langnickel. Ihre Aufgabe war es, dem Priester bei den Vorbereitungen zur Meßfeier und auch danach behilflich zu sein, mit dem „Klingelbeutel“ von Bank zu Bank zu gehen, die „Körbchen“ unter die Besucher des Gottesdienstes zu bringen und dafür zu sorgen, daß die Ministranten rechtzeitig zur Stelle waren.
Der „Klingelbeutel“ war ein aus samtenem Stoff gefertigter und an einer ca. 1.80 m langen Stange befestigter Beutel. An der Spitze war eine kleine Klingel angebracht. Sah der Kirchvater bei seinem Rundgang einen Schläfer – „der Kirchenschlaf ist der gesündeste“ –, so ließ er vor dessen Ohr das Glöcklein besonders lange erklingen, und der so sanft Geweckte war wieder zurück aus himmlischen Gefilden.
Der „Klingelbeutel“ diente – wie es heutzutage noch das „Körbchen“ ist – zum Einsammeln von Kollekten, das sind freiwillig gespendete Gelder in beliebiger Höhe und für verschiedene Zwecke (Diaspora, Bauvorhaben kleinerer und größerer Art, wohltätige Zwecke usw.).
- Es gab nicht nur Leute, die allzu gern in der Kirche ein Nickerchen machten, es gab auch solche, die durch lautes Benehmen den Gottesdienst störten. Pfarrer Peukert schuf hier Abhilfe dadurch, daß er einen Kirchenpolizisten anstellte. Paul Heimann, mit einer mit „Kirchenpolizei“ beschrifteten Armbinde versehen, sorgte nun für Ruhe und Ordnung während des Gottesdienstes.
- Einen Totengräber hatten wir selbstverständlich auch. Nach Julius Weber war es Josef Wolf sen. Die Ehefrau des jeweiligen Totengräbers war die „Grabebitterin“
- Als nach dem 1. Weltkrieg überall, so auch in Protzan die Zahl der schulpflichtigen Kinder von Jahr zu Jahr anstieg, wurde das Schulgebäude durch einen Anbau erweitert und zu dem Zweitlehrer Willi Haunhorst (später Georg Jendritza) noch eine dritte Lehrkraft eingestellt. Fräulein Maria Görlitz, von ihren Schulkindern wie von allen Dorfbewohnern als stets hilfreiche und gütige Person geachtet, war auch nach der Vertreibung bis 1956 als Lehrerin tätig. Am 15. März 1967 ist sie nach einem langen Leiden im Marienhospital zu Euskirchen verstorben.

- In puncto „Unterrichtswesen“ darf nicht die „Spielschule“ (heute heißt eine solche Einrichtung „Kindergarten“) unerwähnt bleiben. Ins Schwesternhaus wurden die Kleinen von ihren älteren Geschwistern oder ihrer Mutter geführt, und dort betreute sie in liebevoller und aufopfernder Weise Schwester Archangela. Einer zweiten Ordensschwester, der Schwester Odonna, oblag die Pflege der Kranken. Bis ein Arzt aus Frankenstein herankam, hatte Schw. Odonna schon manche für den weiteren Verlauf der Krankheit wichtige und mitunter entscheidende Hilfe geleistet. Und hatte man so üble Zahnschmerzen, daß man an den Wänden hätte hochgehen können, so ging man eben ins Schwesternhaus und wurde dort bald Zahn und Schmerzen los. Die dritte Ordensschwester war Schwester Isentraut, die mit Geschick und Strenge die Station leitete. Wegen ihres forschen und mitunter mürrischen Wesens wurde Schw. Isentraut scherzhafter Weise „Isegrim“ genannt, man hatte aber auch für die beiden anderen Klosterfrauen Spitznamen: Schw. Archangela war wegen ihrer hervorragenden Hilfsbereitschaft der „Erzengel“ (gleichzeitig ist diese Bezeichnung die Übersetzung des Namens Archangela). Und der Name Odonna wurde in „Oh Tonna“ umgewandelt, weil Schw. Odonna recht korpulent und dazu noch klein war.

Wir hatten

- enn Schulza = Gemeindevorsteher.
Zuletzt bekleidete dieses Amt Alois Hübner, seine Vorgänger waren Max Spittler, Paul Schneider und bis 1923 Wilhelm Gottwald;
- enn Omtsvorsteher; ehe dieses Amt gleichzeitig vorn Gemeindevorsteher Hübner verwaltet wurde, hatte es Bruno Welzel inne. Er war wegen seiner scharfen Stimme, die seine Strenge, aber auch Korrektheit unterstrich, als „Papa Schnorr“ bekannt.
- Gemeindesekretär war Josef Bartel, der nicht nur die anfallenden Schreibearbeiten (Bescheinigungen, Beurkundungen, Einwohnerregister u.ä.) für Protzan zu erledigen hatte, er betreute in dieser Hinsicht daneben auch die Dörfer Tomnitz, Kosemitz, Tadelwitz und Rocksdorf, da diese Orte wohl einen Gemeindevorsteher, aber keinen Gemeindeschreiber hatten;
- enn Gemeenderoat, er setzte sich aus dem Gemeindevorsteher und vier Schöffen zusammen.
- enn Gemeendebota; Albert Fuhrmann radelte ums Dorf, wenn eine wichtige und eilige Bekanntmachung vorlag oder Fuhrwerke und Leute zur Gemeindearbeit bestellt werden mußten.
Das „Krumbholz“, eine hölzerne Vorrichtung, auf die die jeweilige Bekanntmachung geheftet war und die jeder, den es anging, nach Kenntnisnahme sofort an den nächsten weitergeben mußte, existierte ja kam noch;
- enn Nachtwächter namens Robert Priemer. Hatten doch einmal böse Buben das Nachtwächterhäuschen, das beim jeweiligen Gemeindevorsteher stand und in das er

gerade hineingegangen war, nach vorn umgekippt. Auf sein Klopfen und Rufen hin wurde er dann aus seiner mißlichen Lage befreit.

- ein Schiedsman; das gewiß nicht immer angenehme und leichte Amt bekleidete Julius Überall, vorher Josef Schmidt.
- eine Freiwillige Feuerwehr, deren Leiter in vielen Jahren Reinhold Gellrich als Brandmeister war. Die Freiw. Feuerwehr Protzan wurde Anfang der 20er Jahre nach dem großen Brand bei Pius Finger gegründet, wo sich das bisherige Feuerlöschwesen des Dorfes in Ausbildung und Gerätschaften als vollkommen unzureichend erwiesen hatte. Damals wurde auch eine neue Spritze angeschafft. Als einmal die Protzener Feuerwehr bei einem Brande in Zülzendorf anrückte, sagten die Zülzendorfer:

„wenn Ihr etwann oanfangt zu lescha, haun mer Euch die Jacke vuul!“ (Ohne Kommentar).

Neben der Freiwilligen Feuerwehr gab es noch

- die Pflichtfeuerwehr. Sie trat bei Großeinsätzen in Tätigkeit und in ihr zu dienen, war Pflicht eines jeden männlichen Erwachsenen.
- An Vereinen (wenn man die Freiw. Feuerwehr als Verein bezeichnen kann) hatten wir außerdem den „Militärverein“ oder auch „Kriegerverein“ genannt, der im Jahre 1953 sein 50-jähriges Bestehen feiern konnte;
- Den „Verein Gemütlichkeit“, einen Junggesellenverein, dessen Wahlspruch „Deutscher Frohsinn, Deutsche Treue, Deutsches Hoffen“ lautete;
- den „Katholischen Arbeiterverein“. Hier waren Josef Gauder und Josef Berger in führender Position:
- die „Marianische Kongregation“, einen Jungfrauenverein, der das Religiöse stark betonte und der in der Wohlfahrtspflege sehr aktiv war (z.B. Herstellen von Bekleidungsstücken für Arme und Kranke). Seine Zusammenkünfte waren bei Fräulein Maria Zwiener im Auszugshaus des Bruno Bittner. Dieses Haus nannte man auch das „Sieh dich vier“ (Sieh dich vor) deshalb, weil neugierige Fenstergucker sich vorsehen mußten, ganz energisch bei ihrem störenden Vorhaben verjagt zu werden;
- kirchlicherseits gab es noch den „III. Orden“, einen freiwilligen Zusammenschluß von Katholiken deren Ziel es war, katholisches Glaubensgut zu erhalten und zu pflegen und sich im Gebet zu vertiefen.

Wir hatten

- Pauarn (Bauern). Der größte Hof war der des Karl Pauli mit ca. 300 Morgen Land;
- Stellner waren Besitzer von Höfen bis ungefähr 60 Morgen;
- Häusler waren Bürger des Dorfes mit einem eigenen Häuschen und etwas Acker dabei
- dann gab es natürlich auch Arbeiter, die entweder beim Bauern oder in örtlichen oder auswärtigen Betrieben (z. B. in den Schlesischen Nickelwerken oder in der „Haro-

Füllfederhalter-Fabrik“ in Frankenstein) sich und ihrer Familie den Lebensunterhalt verdienten;

- und Angestellte, die zumeist in der Kreisstadt Frankenstein in Büros oder Geschäften tätig waren.

Wir hatten

- enn „Kratschmer“ = Gastwirt.

Der letzte Besitzer unseres einzigen Gasthauses war Paul Mann, der nach dem Tode seines Bruders und Vorgängers Josef aus Amerika zurückkam, um das Gasthaus weiterzuführen.

Josef kann hatte den Betrieb von seinem Vater August übernommen, der der „Stille Mann“ genannt wurde, wohl deshalb, weil er mit seinen Gästen kaum eine Unterhaltung begann oder gar fortsetzte. Er konnte aber auch recht laut werden und löschte das Licht aus, wenn die „Polizeistunde“ gekommen war und die Gäste noch nicht zum Heimgehen bereit waren oder wenn sie wenig verzehrten.

- enn Bäckerladen mit seinem Inhaber Otto Mälzig. In seinem Lebensmittelgeschäft gab es außer den eigenen Backerzeugnissen alles, was auf dem Lande immer benötigt wurde, vom Petroleum und von Kuhketten und Hanfstricken angefangen bis zur Knoblauchwurst (das Pfund für -.60 RM) und den feinsten Leckereien.
Was wäre Protzan ohne die Mohnmühle gewesen, die bei Mälzig aufgestellt war, wo man den zum „Mohkucha“ oder „zu a Mohkließlan“ notwendigen Mohn staubfein mahlen konnte?
- der „Barrasch vu Prutza“ (Barrasch war ein großes Warenhaus in Breslau) war Paul Fulde, der von seinem verstorbenen Vorgänger Czichon nicht nur den Laden, sondern auch dessen Frau übernommen, d.h. im letzteren Falle geheiratet hatte.
Hier war das Warensortiment noch vielseitiger als bei Mälzig, der Laden jedoch kleiner als dort, so daß es manchmal recht „gedränge“ zuing.

wir hatten

- enn Ee-er- und Gemüsehändler, das war Franz Schumann.
Er war einer der ersten Protzner, die ein Auto ihr eigen nennen konnten, zwar kein nagelneues, aber es genügte ihm für seinen Handel. (Zum Spazierenfahren hätte er sowieso keine Zeit gehabt.) Wenn nun die „aale Mecke“ wieder nicht anspringen wollte, mußte sich seine Frau Martha ans Steuer setzen und er und seine große Kinderschar schoben an, wobei er immer seine Frau anwies: „Martha, gib Gas!“
- enn Handelsmoan, der mit seinen Textilien per Fahrrad über Land zog: Richard Kuras.
- mehrere Tischler: Paul Alber, sein Bruder Alfred Alber und Paul Rösner.
- enn Bautischler: Josef Berger.
- enn Brunnenbauer: Hermann Rinke, der wegen seiner Tätigkeit, Brunnen zu bauen und Wasserpumpen („Plumpa“) herzustellen, „Plumpa-Rinke“ genannt wurde.

- enn Stellmacher. Karl Welzel hatte eine große Familie zu ernähren und betrieb deshalb noch Landwirtschaft. Eine Spezialität seiner Werkstatt war der Bau von Wagenrädern und ganzen Ackerwagen. Die Beschläge dazu lieferten dann
- die Schmiede Paul Schramm und Max Grohall, zu deren Tätigkeiten auch der Hufbeschlag gehörte.
Max Grohall schloß in den 30er Jahren seinen Betrieb und baute die Werkstatt zu Wohnungen um;
- a ganz Neegla Schuster: Paul Hübner, Hermann Förster, Bernhard Eispert, Wilhelm Schurkin und bis zu seinem Wegzug nach Zadel Eduard Hampe
- zwei Elektriker: Alois Hübner und Alfons Klesse;
- enn, dar a Strom oblasa toat: Karl Rinke, auch „Kascha-Rinke“ genannt, weil er alljährlich Kirschbäume pachtete und die Kirschen an Händler verkaufte;
- als Hausschlächter arbeiteten Alfons Köpper, Josef Alber, Heinrich Rieger und (für die älteren Protzner noch bekannt) Julius Opitz.
Josef Alber hatte in eine Gastwirtschaft in Tadelwitz eingeheiratet, wurde aber trotzdem von seinen Stammkunden zum Schlachten geholt;
- enn Fleeschbeschauer:
Nicht nur im geschlachteten Zustand, sondern auch lebend mußte das Schwein, das für ein zünftiges Schlachtfest (so wie wir es in der Heimat kannten) und den Lebensmittelvorrat geschlacht werden sollte, „beschaut“ werden. Das „Beschauen“ war die amtliche Aufgabe des Alfred Alber, den wir bereits unter den Tischlern gefunden haben.
Alfred Alber wurde wegen seines amtlichen und doktor-ähnlichen Auftretens der „Olber-Dukter“ genannt. Hatte er in den entnommenen Fleischproben mit Hilfe seines Mikroskops keine Trichinen entdecken können, so wurde das Tier „für den menschlichen Genuß freigegeben“. Die Bescheinigung hierüber war der Stempel „Trichinenfrei“ an mehreren Stellen des geschlachteten Tieres, wobei zu bemerken wäre, daß zu diesem Zeitpunkt meistens schon ein großer Teil des Fleisches verarbeitet oder sogar verzehrt worden war;
- enn Fleescherloaden:
nach einem Inhaberwechsel (Julius Geier, dann Alfred Schölzel) befand sich dieses Geschäft nicht mehr im Gehöft der Frau Salz im Unterdorfe, sondern in einem dafür ausgebauten Teil des Leutehauses des Bauern Hans Schneider im Mitteldorfe gegenüber von Mälzig;

wir hatten

- Mäuer“ = Maurer und Anstreicher:
Reinhold Trapke und Paul Neißner sorgten dafür, daß unsere Wohn- und Wirtschaftsgebäude in fast regelmäßigen Abständen durch frischen Verputz und Anstrich innen und außen sauber und schmuck aussahen;

- und für das gute Aussehen unserer selbst hatten wir unseren Friseur und Schnutlaschoaber Georg Matzner, zwar klein von Gestalt, doch groß und fähig genug, um seinen Beruf zur Zufriedenheit seiner Kundschaft ausführen zu können;
- für unser gutes Aussehen sorgten ebenfalls (die beiden Herrenschneider Bernhard Rother und Berthold Kassner.
Zu ihrer Kundschaft gehörten nicht nur Protzener;
- und wo wäre die Damenwelt geblieben ohne die Schneiderinnen Gertrud Bögner, Luzie Welzel und anderen, die zum Schneidern Talent hatten;
- - erwähnt sei auch hier die Tätigkeit der Frau Maria Schäfer, die für -.05 RM pro Stück die Kragen unserer Oberhemden stärkte und plättete.
Ja, wo sind die Jahre hin, als wir noch den Kragen unserer Oberhemden mit einem Kragenknopf (der meistens unauffindbar war) befestigen mußten?
- der Ehemann der Frau Schäfer reparierte unsere Uhren,, von der kleinsten Armbanduhr bis zur Standuhr;

wir hatten

- eene Pust (Poststelle), die vor vielen Jahren im Hause des August Kassner untergebracht war und von dort auch geleitet wurde. Später war Bruno Güttler in seinem Hause „Postmeister“ und zuletzt lag die Poststelle im Hause des Schneidermeisters B. Rother, ihre Verwaltung hatte Frau Gertrud Rother inne. Und als „Christel von der Post“ sahen wir die „Ruther-Luzie“, davor die „Güttler-Tina“.
- eene Spoarkasse, deren Rendant zunächst der Hauptlehrer i. R. Karl Hollunder, danach Hermann Förster war;
- eine Kapelle Klesse, die nicht nur an kirchlichen Festtagen, sondern auch bei Umzügen und Tanzvergnügen in und außerhalb von Protzan aufspielte. Wurde z.B. ein Mitglied des Militärvereins zu Grabe getragen, so führte diese Musikkapelle den Trauerzug vom Trauerhaus aus bis zur Kirche und bis zum Grabe an. Nach der Beerdigung ging es dann mit flotter Marschmusik in die Kneipe, wo mitunter recht lange gespielt und dabei getrunken wurde. Diese „Nachfeier“ hatte die Bezeichnung“ ‘s Lader (Leder) versaufen
- ehe die Erbscholtisei Krisch aufgesiedelt und vorher 12 Jahre von den Pallottinern, einem katholischen Orden mit dem Sitz in Frankenstein bzw. Limburg/Lahn gepachtet worden war, gab es in einem der großen Wirtschaftsgebäude eine Kornbrennerei, wo Trinkbranntwein „fier a poar Biehma“ gekauft werden konnte

wir hatten schließlich einen „Druuschma“, das ist ein „Hochzeitsbitter“ und „Brautführer“. Schneidermeister Berthold Kassner, an Hochzeiten immer in Frackanzug und Zylinder, verstand es ausgezeichnet, am Hochzeitstage – standesamtliche und kirchliche Trauung feierte man damals an einem Vormittag – vom frühen Morgen an den Brautleuten und den Brauteltern mit Rat und Tat zur Seite

zu stehen, außerdem sorgte er mit Vorträgen für gute Stimmung und Unterhaltung. Seine Ehefrau Frieda stand derweil am Kochtopf und erhielt immer wieder Lob und Anerkennung für die köstliche und schmackhafte Zubereitung der hochzeitlichen Speisen

Wir hatten

- „eene Baache“, das ist das „Protzener Wasser“, das östlich des zu Dittmannsdorf gehörenden „Buchberges“ entspringt, den „Krischa-Teich“, den „Oppitz-Teich“ und den „Gellrich-Teich“ durchfließt, dann in einem engeren Bett sich durch den „Langen Grund“ schlängelt und hinter der Kleinbahnunterführung auf Frankensteiner Gebiet in den „Pausebach“ mündet.

Der „Krischa-Teich“, benannt nach dem Besitzer der Erbscholtisei Krisch, war für die Jugend im Winter der Tummelplatz auf dem Eise. Wirtschaftlich gesehen diente er der Karpfenzucht und der Gewinnung von Eis, das nach Frankenstein in das Kloster und Krankenhaus der „Barmherzigen Brüder“ für Krankenhauszwecke fuhrerweise geliefert wurde.

Die beiden Brücken unterhalb des Wehres am „Krisch-Teich“ und in Höhe der Anwesen des Bruno Welzel und des Paul Langnickel deuten darauf hin, daß hier früher die „Baache“ rechts der Dorfstraße geflossen ist. Zwischen diesen zwei Brücken lag der „Welzel-Teich“, der in den 50er Jahren zugeschüttet wurde. Die „Baache“ bekam dann ihren Lauf unterirdisch links der Straße.

Der „Pauli-Teich“ hatte durch je einen Stichgraben seinen Zu- und Abfluß.

Der „Gellrich-Teich“ reichte früher rechts bis an die Straße heran, er wurde teilzugeschüttet, um eine größere Wassertiefe zu erreichen. Alle Teiche waren Wasserstaustellen für die Feuerwehr.

Wir hatten

- „Bricka“, „Brickla“ und „Stee gla“, das waren die „Zwiener-Bricke“ im Oberdorf bei Karl Zwiener, die „Welzel-Bricke“, die „Dulla-Bricke“ (Zufahrtsweg von der „Großen Seite“ zum Hofe des Adolf Gottwald), „'s Gloger-Stee gla“ vor dem „Gloger-Gassla“, die „Nicka-Bricke“ gegenüber dem Gehöft des Hermann Spittler, unterhalb davon „'s Neffa-Stee gla“, „'s Golla-Brickla“ am „Golla-Gassla“ zwischen „Großer Seite“ und „kleiner Seite“ beim „Golla-Bittner“, die „Olber-Bricke“ zwischen den Häusern des Paul Alber sen. und des Alfred Alber, danach „'s Welzel-Brickla“ bei Oppitz., wo einmal Fritz Jung beim Überschreiten der schmalen, ungeländerten Brücke die Balance verloren hatte und in das kühle Wasser gestürzt war.

Damals entstanden die Verse:

„Im Lindenheim, im Lindenheim,
da hört' man jüngst einst „Hilfe!“ schrei'n.
Ein Büblein zog aus einem Bach

einen Mann, der plötzlich wurde schwach.“

(Melodie: O Tannenbaum, O Tannenbaum).

Das Büblein soll Josef Völkel gewesen sein, das „Lindenheim“ war der Hof des Fritz Jung (vor seinem Wohnhaus stand eine Reihe wunderschöner Linden)

Die „Baache nunder“ lag ungefähr 80 m hinter einem schmalen Stege (hinterer Zugang zur „Bittner-Vilia“) die „Riedel-Bricke“ am „Riedel-Ploane“.

Diese Brücke war in unseren Kindertagen einmal Schauplatz eines schmerzhaft-üblen Scherzes, dessen Opfer ich war:

an einem klirrend-kalten Wintertage war es. Die Eisenstangen des Geländern der Brücke glitzerten, als wären sie mit Kristallzucker bestreut. „Ruther-Bannert“, der diesen „Leim“ bereits kannte; sagte zu mir:

„Du, Jole, dodroan mußte amool lecka, doas schmeckt wie „Zuckernissla“ (Bonbon)!“
Gesagt, getan, doch wehe!, wehe! Schon hing ich mit der Zunge an der Stange fest. Ich riß mich los und spürte bald, daß die Zunge an mehreren Stellen blutete. „Bannert“ hatte sogleich – wohl vorausschauend – einige „Zuckernissla“ zur Hand, legte mir eins davon auf die schmerzende Zunge, und der brennende Schmerz war damit gelindert. Ich habe diesen Scherz dem „Bannert“ nicht übelgenommen, aber es war eine Lehre für mich, nicht alles sogleich zu tun, was einem geraten wird.

Wo „Kleene Seite“ und „Gruße Seite“ zusammenkommen, lag die „Finger-Bricke“ und zwischen ihr und der Kleinbahnüberführung früher noch eine Holzbrücke, die m.E. erst durch den Bau der Kleinbahnstrecke Frankenstein-Tepliwoda (sp. „Lauenbrunn“) im bzw. nach dem Jahre 1904 errichtet worden war, um dem Bauern und Anlieger Pius Finger für den nunmehr versperrten einen neuen seitlichen Zugang zu seinem Gehöft zu ermöglichen. Als diese Holzbrücke baufällig war, wurde sie nicht mehr erneuert bzw. repariert.

Wir hatten

- (wie bereits erwähnt) die „Gruße Seite“, das war innerhalb unseres Dorfes die Kreisstraße ab „Gumbergstraße“ durch Protzan und Dittmannsdorf bis zur Kreisgrenze bei Gnadenfrei.
- die „Kleene Seite“ begann beim Hofe des Reinhold Gellrich und endete am westlichen Ortsausgang bei Karl Zwiener. Ihre Fahrbahn war aus grober und feiner Schlacke aus den „Schlesischen Nickelwerken“ aufgeschichtet, die Unterhaltung oblag der Gemeinde.
- „a Fuchswinkel“, eine schmale Gasse entlang eines kleinen Wasserlaufes (zum „Gellrich-Teich“) Zwischen dem Hofe des Reinhold Gellrich und dem Anwesen des Franz Schumann. Hier im „Fuchswinkel“ hatte einst die „Lindner-Mutter“ gewohnt, eine gehbehinderte, gebückt-gehende Frau, die manchem Leidenden seinen „Reißmatismus“ aus den Gliedern massiert hat.

- der „Rosinka-Barg“ oder „s Schmidta-Bargla“, eine seitliche Anhöhe an der „Kleinen Seite“, war mit den Anwesen des Landwirts Josef Reimann und des Rentners Josef Schmidt bebaut. Die Bezeichnung „Schmidta-Bargla“ dürfte klar sein; aber wie kam es zum „Rosinka-Barge“? Eine besondere Eigenschaft der Frau M. Reimann war, daß sie ihrer Freude über Dinge, die das Leben versüßen, durch aufrichtiges und lautes Lachen kräftigen Ausdruck geben konnte. Eine beliebte Tierart, die Lachtaube, hat ähnliche Eigenschaften. So wurde Frau Reimann die „Lachtaube vum Rosinka-Barge“. Vielleicht hat sich auf dieser Anhöhe das Leben immer nur von der süßen Seite gezeigt.
- die nächste seitliche Anhöhe der „Kleinen Seite“ war der „Pauli-Barg“, dort, wo der saubere Hof des Karl Pauh stand.
- Die „Justa-Gosse“ war ein Hohlweg zwischen dem Hof des Franz Just und dem Anwesen des Robert Rriemer. Damals war die Radiotechnik noch keinesfalls so weit entwickelt wie heute. Es kam deshalb beim Radiohören öfters vor, daß die Musik mal stärker, mal schwächer zu hören war. War der Empfang so schwach, daß man das Spielen der „Musikker“ kaum noch wahrnahm, dann sagte man: „Die sein zur Justa-Gosse naus!“
- wo „s Golla-Gassla“ lag, ist bereits vorher gesagt.
- bei der „Schmidta-Stiege“ (zwischen den Gebäuden des Richard Ruppelt -fr. Schmidt- und des Josef Gellrich) mußte man eine Stufe von ca. einem halben Meter ersteigen.
- „a Karchbarg“. Dieser Fahr- und Fußweg begann beim Stellner Paul Bögner, wo linkerhand die „Kleene Seite“ weiterlief, führte hoch zur Kirche und wieder abwärts bis zum Hofe des Julius Überall.
„Karchbarg“ und „Schlietaboahne“ waren für die Jugend Protzans (auch für die reifere) ein Begriff.
Die gut 300 m lange Rodelbahn begann oben vor dem Friedhofseingang an den „Vier Linden“, führte bei Berthold Kassner vorbei und hatte sodann nach einer kurzen Linkskurve ein solches Gefälle, daß geschickte Lenker, hinter dem Garten des Kantors i.R. Hollunder rechts abbiegend, „uff'm Neffa-Gassla nunder“ mit ihrem Rodelschlitten bis zur zugefrorenen „Baache“ kamen. Daß diese Schlittenbahn – mitunter bis in die Nacht hinein glatt gefahren – bei den Leuten, die am nächsten Morgen im Finstern zur Frühmesse wollten, viel Verdruß und Ärger hervorrief, ist verständlich.
- „s Pietscha-Gassla“ schlängelte sich zwischen den Häusern des Karl Bittner („Forr-Bittner“) und August Pietsch hinter dem Schulgarten hindurch bis zur „Kleinen Seite“
- eene „Hungergosse“. An ihr lagen die Höfe des Paul Becke, Oswald Klesse, Arnold Klehr, Josef Freudenreich und Josef Guhlich. Diese Höfe hatten einen zweiten Namen: „Fürstentümer“, Wie es zu diesen Bezeichnungen gekommen ist, mag de Chronist erforschen.

- Die Verlängerung dorfauswärts war der „Kaubitzer Wäg“, ein unbefestigter Wirtschaftsweg zum Nachbardorf Schräbsdorf bzw., Kaubitz. Am Rand dieses Weges stand hinter der Kleinbahnstrecke Frankenstein-Lauenbrunn das „Fürster-Kreuz“ und vor der Überquerung der „Gumbergstraße“ (nach Breslau) ein steinerner, gemauerter Bildstock mit dem Bilde der Hl. Familie. Den Wallfahrern nach Kaubitz (zur „Schmerzhaften Muttergottes“) bot der Platz unter der breitästigen „Kaubitzer Linde“ Gelegenheit zu einer kurzen Rast.
- wo der Weg von der Kirche her und „Kleine Seite“ zusammentrafen, wo man links hinunter durch das „Körper-Gassla“ bis zum „Krischa-Teiche“ sehen konnte, dort begann als Hohlweg die „Richter-Gosse“. Sie endete in Höhe des Anwesens des R. Trapke, dort, wo der obere Weg (Körper-Wäg) am „Krischa-Teiche“ von links einmündete. Die Verlängerung der „Richter-Gosse“ war dann wieder die „Kleine Seite“ bis zum Dorfende, also bis zum Hof des Karl Zwiener.
- am Ende des „Krischa-Teiches“, also am Wehr, führte ein steiler und felsiger Weg hinauf zur Kirche. An seinem Anfang lag das „Schäfer-Haus“ (auch „Reimann-Haus“ genannt). Dieses Haus, das älteste im damaligen Protzan, soll einst Pfarrhaus gewesen sein. Es hatte einen offenen Rauchabzug in der Mitte des Flures. Der letzte Besitzer (Hob. Schumann) riß es ab und baute an der selben Stelle ein neues Wohnhaus mit Nebengebäuden auf.
- hier, jedoch von der anderen Seite der „Großen Seite“ zweigte ein Fuß- und Fahrradweg nach Groß-Olbersdorf ab, der sich einige hundert Meter außerhalb des Dorfes mit einem Wirtschaftsweg vereinigte. Am schmalen „Ulberschdruffer Wäge“ stand die „Herzig-Kapelle“ mit einem Bilde der „Vierzehn Nothelfer“. Sie soll an der Stelle errichtet worden sein, wo sich ein Scheintoter aus Olbersdorf (Letzte Bezeichnung: Groß-Olbersdorf) durch Klopfzeichen bemerkbar gemacht haben soll. (Die Olbersdorfer wurden früher in Protzan beerdigt).
Paul Herzig berichtet hierzu noch folgendes;
„Die Kapelle gehörte zu unserem Besitz und wurde immer von uns renoviert. Der „Herzig-Vater“ erzählte: früher stand an der Waldecke (Zwiener-Pischla) eine Windmühle. Bei gutem Wind mahlte der Müller auch nachts. Wenn er das Getreide aufgeschüttet hatte, ging er zur Kapelle und betete kniend den Rosenkranz. Die „Spätheimkehrer“, die den Steig benutzten, glaubten und erzählten immer: „Bei der Kapelle spukt es und ein Geist kniet dort!“ Dabei war es der Müller im mehlbestaubten Anzug“.
- „s Klingsa-Gassla“ war eine Querverbindung von der „kleinen Seite“ hinüber zum „Karchbarge“, beginnend beim „Klingsa-Hause“ (Bewohner: Familien Josef und Robert Klinge, Familie Schubert/Bögner) und endend am Hause des Berth. Kassner.
- die „Hoasa-Gosse“, benannt nach dem Anlieger Julius Haase (späterer und letzter Besitzer des Hauses war Josef Bartel), war ein Hohlweg zwischen dem Bauernhofe des Hans Schneider und dem Anwesen des Josef Bartel.

Nach Überquerung des „Hindersteiges“ – das war ein Weg hinter den Gebäuden und Hausgärten rings um das ganze Dorf, ehe man in die offene Flur kam – kam man auf den „Stoadtsteif“, der quer durch die Felder nach Frankenstein führte. Eine andere Bezeichnung für diesen Fußweg war „der Kapalla-Wäg“, denn an ihm stand ebenso wie am Wege nach Groß-Olbersdorf eine massiv-gebaute Kapelle im Barockstil. Auf dem Bilde im Innern war die Kreuzigung Christi dargestellt. Neben dieser „Gottwald-Kapelle“ stand ein Sogenanntes „Sühnekreuz“, das lange Zeit hinter der Kapelle verschüttet gelegen hatte. 1924 hat es ein Heimatforscher aus Frankenstein ausgegraben und links vor der Kapelle aufgestellt.

Wie es zu der Aufstellung des Sühnekreuzes und der Errichtung der Kapelle gekommen ist, darüber hat u.a. die „Lindner-Mutter“ berichtet, die als junges Mädchen Magd bei einem der Vorbesitzer des Gottwald'schen Hofes gewesen war: „Das Kreuz ist aufgestellt worden, weil sich dort zwei Fleischer ums Leben gebracht haben. Es wurde vor langer Zeit zum Wohnhaus hereingeholt und bei der Hintertür als Steg über die Traufe benutzt. Man mußte es aber bald wieder hinausbringen, denn die Tochter des Besitzers fand keine Ruhe. In der Kapelle brannte in der Fastenzeit früher eine Lampe, und es mußten der „Glaube“ und fünf „Vaterunser“ gebetet werden.“

Nach einer anderen Version haben sich dort zwei Mägde aus Eifersucht mit Sichel umgebracht. In der Zeit, als das Kreuz als Steg verwendet wurde, – dabei ist vermutlich der rechte Arm verloren gegangen – soll es im Hause des Besitzers gegeistert haben, es gab Unglück in der Familie und im Stall. Man hat das Kreuz wieder an die alte Stelle gebracht und gleichzeitig versprochen, an bestimmten Tagen dort Gebete zu verrichten. Daraufhin sei das Unheil ausgeblieben.

Es ist nicht nachgewiesen, ob die Kapelle dasselbe Alter hat wie das Kreuz. Vermutlich wurde die Kapelle erst gebaut, nachdem das Kreuz wieder auf dem Felde aufgestellt, aber wegen der Beschädigung nicht mehr als verehrungswürdig angesehen worden war.

Nach einer dritten Version ist das Kreuz aufgestellt worden, weil es in Haus und Stallung nur Unglück gab. Von Morden ist also hier keine Rede. Das weitere Schicksal (Steg) ist danach jedoch dasselbe wie vorher berichtet.

Wir hatten

- enn „Pustwäg“, der von Frankenstein aus als unbefestigter Weg zwischen der Straße nach Breslau und der Kleinbahnstrecke, bei Protzan über den „Lehmberg“ und dann neben der Kleinbahnstrecke zu den Hinterdörfern verlief. Wie lange Zeit auf diesem Wege die Post befördert worden ist, ist unbekannt, vermutlich wurde sie derart solange nach Protzan gebracht wie die Poststelle im Hofe Salzig (Vr. Rasch) untergebracht gewesen war. Nachstehendes Bild zeigt die Postbediensteten Berthold

Kassner und Hoffmann mit der Familie August Kassner im Jahre 1912 vor der Poststelle und dem Reichsadler.

- „s Ruther-Gassla“ war der Verbindungsweg beim Rother-Schneider von der „Großen Seite“ hinüber zur „Kleinen Seite“. An ihm lag linkerhand die „Bittner-Villa, am Erbteil des Hieronymus Bittner an seine Töchter Martha und Cläre Jaekel und Elisabeth Kilian, und rechts der „Riedel-Ploan“, der Platz, wo Kleinzirkusse und anderes fahrendes Volk ihre Zelte, Luftschaukeln und Karusselle aufstellten.

Die Dorfpresche vu Prutza

Zum Verständnis des Begriffes „Dorfpresche“ („preschen“ = jagen) sei folgendes erklärt: „Dorfprescha“, auch „Dorfkurrenden“ genannt, sind bereits um das Jahr 1850 in unserem Heimatkreise bekannt gewesen. So existierte eine solche in jenem Jahre in Grunau bei Kamenz. Ob die Grunauer Dorfpresche aber die erste war, ist unbekannt. Fest steht, daß dem Urtext überall Nach- und Umbildungen der meistens zweizeiligen Reime folgten, so daß viele Kurrenden viele Ähnlichkeiten, oft schon am Anfang miteinander hatten. So z.B. die Dorfpresche von Baumgarten hat fast den gleichen Anfang wie die von Protzan: ... schlacht a Kolb, ... kriggt's holb.

Oft wird die Dorfpresche mit dem „Krumbholz“ in Zusammenhang gebracht, jenem hölzernen Gegenstand, auf welchem in früheren Jahren amtliche Nachrichten geheftet waren, die dann ihre „Kurrende“ (aus dem Lateinischen: currere = laufen) von Haus zu Haus machten. Dabei bildeten sich auf den Empfänger der Mitteilungen Bezeichnungen, die eine Verwechslung mit einem anderen, der vielleicht denselben Familiennamen hatte, ausschließen sollte. Diese Bezeichnungen sagten etwas über bestimmte Wesensmerkmale oder Eigenarten, über bestimmte (berufliche) Tätigkeiten oder über die Lage oder das Aussehen der Wohnung oder des Hofes des Nächsten in kurzer und humorvoller Weise aus und sollten selbst dann nicht beleidigend wirken, wenn der – oder – jener etwa mit seiner äußeren (guten oder schlechten) Erscheinung charakterisiert wurde. Man sollte und mußte dafür eben etwas Verständnis und ein gutes Maß Humor und Toleranz aufbringen. Wer der Verfasser der „Dorfpresche vu Prutza“ oder ihr Überbringer aus einem anderen Dorf war, ist unbekannt, überliefert wird, daß an einem frühen Morgen ihr Text auf einem Fenstersims unseres Gasthauses gelegen habe. Feststeht, daß sie nicht aus der Feder eines Einzelnen stammt. Das beweist die Tatsache, daß über manche Personen mehrere Verse zu hören sind. Oft überschneiden sich auch die nachbarlichen Grenzen.

Außer den bereits genannten Orten sind noch Dorfpreschen von Dittmannsdorf, Follmersdorf und Grochwitz bekannt.

Nun die Dorfpresche vu Prutza:

Bei Olbarn fängt's oan,

bei Gellrichan kräht der Hoahn.
 Der Lindner-Pater schlacht a Kolb,
 der Schumonn-Franze kriggtt's holb.
 Der Bittner-Pauer kriggt 's Gekriese,
 do ies der Reimonn biene.
 Schmidt Josef guckt zum Fanster raus,
 der Pauli mist a Kuhstoll aus.
 Die Warner Anna hoot kenn Moan,
 Ruther muß drei Weiber hoan.
 Riedel-Rinke hoot viel zu leida,
 bei Oppitzen tunn se die Hunde schneida.
 Kuras ies a Handelsmoan,
 der Bäcker mechte der Welzeins Goarta hoan.
 Der Olber-Dukter beschaut die Beckla,
 Just Franz gieht mitt'm Klingelsäckla.
 Priemer bläst eis Feuerhorn,
 do kumma beim Stellmacher die Kinder oan.
 Die Barteln, die hoot schiene Ziega,
 die Förstan läßt ganne eene Mark fliega.
 Der Schrorrnma-Schmied flickt jeda Toop,
 Heimann Paul hoot enn gruße Koop.
 oder:
 Bartel Allis macht viel Spaß,
 Heimonn hoot viel Chrysopras.
 oder:
 Heimonn Paul liggt ganne im Groase,
 Ruppelt hoot 'ne gruße Noase.
 oder:
 Bei Bittnarn stieht 'ne gruße Fichte,
 Ruppelt hoot a lang' Gesichte.
 Bei Bargarn honn se a neues Haus,
 bei Gelirichan ginn die Kavalieri ei und aus.
 oder:
 Barger Josef jes a Zimmermoan
 Gellrich bringt die Kälber oan.
 oder:
 Barger Josef hoot gebaut a neues Haus
 groaderieber vum Dreimädelhaus.
 Der Hollunder ies a Humorist,
 Bögner verstieht vu Spässa nischt.

Gottwald ies a Kindermacher,
 die Bulitzen a Pootschamacher.
 Der Hopke Wendelin, dar gieht om Stucke,
 bei Klingsan stinkt's egoal nooch Ziegabucke.
 Der Kassner-Schneider lodt zu Huxta ein,
 die Hiebner Heede heeßt „heiliges Dreibein“.
 Pietscha Guste hoot viele Kotza,
 Hiebner Kolle hoot grüße Totza.
 Der Forrer muß tofa und vermähln,
 beim Winkler-Kanter tunn se die Biehma zähln.
 Der Schober hoot goar viele Binn,
 eim Schwastarnhause gieht der Teifel im.
 Rinka-Hermonn, dar tut Plumpa macha,
 die Landa Hedwig kann schien lacha.
 Die Gogscha-Madel honn kenn Moan,
 bei Ieberoaln muß Julins Jullan foahrn.
 Troppa Reinhold schindt die ganze Wuche,
 Schmidt Franz heeßt o „Schleuderknuche“.
 Der Oppitt-Fleescher schlacht mit Fleiß,
 Neißner macht die Häuser weiß.
 Bei Jäkeln ies 's Geld meest olle,
 Zwiener heeßt ooch „Rucksäckla-Kolle“,
 oder:
 Zwiener Kolle tut die Rehe schissa,
 's Rucksäckla watt ar nie vermissa.
 Herzig Paule, dar gieht loam,
 Furma Albert ies der Bootamoan.
 Der Köpper-Fleescher füllt die dicka Waschte,
 Fischer August ies uff'm Gutte der aschte.
 Hiebner Paul ies der „Liegaschuster“,
 ei Buchmonns Stiebla is's recht duster.
 Der Haunhorst ies vu städt'scher Oart,
 der Bruder Schönebeck heeßt „Queckaboart“.
 Schönig Fridolin sitzt huch uff'm Hiegel,
 Welzel kriggt vum Knechte Priegel.
 Im Eifolin nohnde jes 's3 Schäferhaus,
 der Hampa-Schuster zieht zum Dorfe naus.
 Langnickel hoot schmucke Madel ihrer drei,
 die Hofma-Miehle starzt baale ei.
 Umlauf hoot goar viele Junga,

'im Gloger sein die Madel gutt gelunga.
 Gottwald Dulla mäht ooch nachts a Hoافر,
 Matzner Jorg ies „Schnutlaschoaber“.
 Om Spritzahause hoot's feste Gitter,
 Mücke ies der „Ziegaritter“.
 Die Spittler-Panarn sein goar feine Herrn,
 Huppa Guste tutt 's Dorf vuul plärn.
 Wogner Pantä ies a Dorforiginal,
 beim Kratschmer seecha monche ei a Soal.
 Bartel ies Gemeendeschreiber,
 Güttler liebt ooch andre Weiber.
 oder:
 Bartel hoot meest schlechte Laune,
 bei Schneidarn stieht a Kreuz om Zaune.
 Der Schneider-Pauer hoot enn hucha Ricka,
 Schurkin tutt die Schuhe flicka.
 Beim Mälzig-Bäcker tunn se Mohmeesla massa,
 bei Webern wann ooch junge Hunde gegassa.
 Jung Fritz hoot enn guda Schimmel,
 bei Groholln kumma se glei ei a Himmel.
 Die Fuhrminn, 's Preetzner Tagebloat,
 hoot „Warklich jitz die Wuhrheet gesoat“.
 Die Förster-Madel honn wing Acker,
 Ruther jes a Rusaplacker.
 Kaintoch ies a frommer Moan,
 Fiegel liggt goar uffte im Troan.
 Die Webern hoot om Holse enn Knota,
 die Schützen ies ang stork gerota.
 Röthig August arbt goar schlimm,
 die Monnen tanzt mit Lichtlan rim.
 Bei Gottwaldan se fette Schweine mästa,
 Finger Barthold trää geflickte Westa.
 Bei Riedeln gibbt's blos Woscht und Sammel,
 Schölzel schlacht' die fetta Hammel.
 Rinka Kolle liest 's Elektrische ob,
 Rieger Heine fährt mit a Farda im Trob.
 oder:
 Rieger Heine hoot viel Vieh im Stolle,
 Felgenhauer baut ,ne Flugzeugholle.
 oder:

Felgenhauer ies a tichtiger Moan,
hier fängt 's Dorf wieder vu vorne oan.

Die „Hungergosse“ oder auch „Fürstentümer“ genannt,
war bei der Preetzner Dorfpresche nicht vergessen:
Bei Guhlichan hoot's enn „Zamper“ und a „Mella“,
Freudenreich hoot a kleenes Stella.

oder:

Freudenreich spielt enn Grand mit Viern,
Guhlich Josef wiel dervo nischt hiern.
Klesse ies a Bäumla-Frupper,
Klehr Arnold ies sei feiner Nupper.
Becka Paul hoot 'ne schiene Stimme,
doch wetter weeß iech jitz nischt nimme.

Eine Lebensweisheit des „Hiemer-Schuster“:
War de lange schläft,
hält sich 's Bette worm,
doch dar de frieh uufstieht,
dar frißt sich orm.

Wer, Was Wo?

Wer war der „Ziega-Ritter“?

August Mücke, weil er viele Ziegen im Stall hatte;

Wo stand das „Rathaus“ von Protzan?

Das Haus des Schuhmachers Wilhelm Schurkin war das Rathaus: es stand mitten
auf einem Platze, der von der „Großen Seite“ und zwei Zufahrtsstraßen zur
„Kleinen Seite“ umrahmt war;

Wo war die „Löwengrube“ von Protzan?

Diese Bezeichnung basiert auf dem biblischen Thema: „Daniel in der Löwengrube“.
Ein früherer Besitzer des Grundstückes, auf welchem der Rother-Schneider
wohnte, hieß mit Familiennamen Daniel, und weil das Haus im Vergleich zur
Straße fast wie in einer Grube tief lag, wurde das Gelände mit „Löwengrube“
bezeichnet;

Wo stand der „Wolkenkratzer“ von Protzan?

So wurde wegen seiner hohen Bauart das Haus des Robert Priemer genannt;

Wer war der „Bargla - Gellrich“?

Es war Josef Gellrich, dessen Wohnhaus in seinem ansteigenden Hofe hoch stand. Mit diesem Beinamen wollte man eine Verwechslung mit Reinhold Gellrich ausschließen; das gleiche wollte man mit „Haasla -Ruther“ (August Rother, weil er immer viele Stallhasen das sind Stallkaninchen hatte) im Vergleich zu Reinhold und Bernhard Rother.

Redensarten, Redewendungen, Sprichwörter und mundartliche Ausdrücke, wie sie in Protzan gang-und-gebe waren

- a ies uff Franksteen gemacht t = er ist nach Frankenstein gezogen;
- a macht a Gesichte wie drei Tage Raanwater = er macht ein weinerlich-trauriges Gesicht;
- a su a Water, besser goar kee Water, das sagte man bei ganz schlechtem Wetter; oder auch:
- a Water, ma kennde zwee-e draus macha;
- in der Erntezeit hieß es:
's jes och gutt, doß gestarn nich raante, sust hätt' mer die Gaaschte (Gerste) nich reigekriggt = es ist gut, daß wir bei dem wechselhaften Wetter mit der Arbeit beeilt haben;
- wenn es draußen stürmte und schneite, daß man nicht gern einen Hund hinausjagte, so hieß es: 's jes och gutt, doß die Stube hinne ies;
- s schneit fier die Pauern: wenn dicke und lange Zeit Schneeflocken fielen, die die Wintersaat gut bedeckten und sie vor dem Ausfrieren schützten;
- a hoot gutt gepauert = er hat gut gewirtschaftet;
- pauarn und fein-sprecha = in Mundart und in Hochdeutsch sprechen;
- a ißt wie a Scheundrascher = wie ein Schwerarbeiter (z.B. Flegeldreschen) in der Scheune;
- hatte einer seinen Hunger gestillt und mußte dann aufstoßen (rülpsen, „Bäuerchenma-oben“), so sagte man zu ihm: „Prost, mei Schweinla! Hoot dei Voater no mehr sulche Säula?“
- iech hoa Hunger wie ein Bär = großen Hunger;
- a hoot geheult wie a Kätahund, so geheult wie ein winselnder Hund, der immer an der Kette liegt;
- a woar noss wie 'ne gebottne Kotze. so nass, daß das Wasser an ihm herunterlief;
- a ies gutt ieber a Winter gekumma = er hat sich körperlich und gesundheitlich gut gehalten;

- kumm gutt uffs Tippla = komm gut ins Bett und „Gute Nacht!“
außerdem: „zu deinem Vorhaben viel Erfolg!“
- dann giste eis Naast, ei die Folle, ein Geniste, ei die Kloppe = ins Bett;
- und liggst besser wie ei der aala Oder: denn die „Alte Oder“ in Breslau hatte ein hartes Bett;
- ang loabarn ging die Hausfrau, wenn die erste Arbeit gemacht war;
- war sie recht lange abwesend, dann war sie uff a Gittarn, wie ein Gutsinspektor, der auf mehreren Höfen seine Leute anweisen und kontrollieren muß und dafür viel Zeit benötigt;
- kam sie endlich zurück, dann war sie wie a wild-geworner Boschtwiesch = ein aus Borsten gefertigtes Reinigungsgerät;
- dann durfte ihr niemand im Wäge rimrageln, = im Wege sein, oder ihr
- ei die Qaare kumma = in die Quer kommen, ihr den Weg versperren;
- daam machte se Dompf = den jagte Sie weg;
- emm Dompf macha = auf einen schimpfen, einem etwas ausreden oder verbieten;
- und wer pampich (=frech) wurde oder Widerstand leistete, der wurde ärschlich und verkehrt naugeschmissa;
- die Männer gingen tischkerieren = diskutieren;
- von wem man etwas besonderes haben oder bei ihm erreichen wollte, dem wurde Honig ins Maul geschmärt = Honig um den Mund geschmiert;
- wer auf Besuch ging, dem wurde vorher geraten:
wenn se oafanga zu pischparn (flüstern), do kumm ock heem;
- damals gab es ja noch keine Straßenbeleuchtung, heute vielleicht auch noch nicht.
Wenn da jemand im Dunkeln mit der brennenden Laterne ankam, dann sagte man:
dar gieht eis Gebarge waterlochta = ins Gebirge wetterleuchten;
- kam aus einem anderen Ort ein nicht gerade gern-gesehener Liebhaber ins heimische Jagdrevi er, daam wammer heemlochta, sagten die ortsansässigen Rivalen dann, und der Fremde wurde dermaßen verjagt, doß ar die Beene verlur = daß er vor Erschöpfung seine Beine nicht mehr spürte, und das so oft, bis ar siech eigekooft hotte, nämlich damit, daß er im Gasthaus die nötigen „Lagen“ ausgab;
- dann wurde a Schichtla Korn, a Schichtla Gaaschte = eine Lage Korn, eine Lage Bier immer abwechselnd getrunken;
- saß bei einer Gesellschaft ein Mann zwischen zwei Damen, dann prahlten diese: ein Dorn zwischen zwei Rosen. Saß aber eine Dame zwischen zwei Männern, so war es eene Krohe zwischer zwee Mistheffa;
- hatte ein Mädchen einen Freund, so war es der Schamster
- und waren die Beiden recht verliebt, sagte man: die hoot's erwischt;
- war einer recht übermütig, dann wurde sein Verhalten mit daan sticht der Hoafar bezeichnet. So wie ein Pferd sich kaum bezwingen läßt und über die Stränge schlägt bei zu guter Fütterung mit Hafer;

- dann hatte er Schnicke (Hiebe) verdient;
- puttarn bedeutete zweierlei: 1) Butter zubereiten und 2) eine Art des Schwimmens, wobei nicht die üblichen rythmischen Bewegungen beachtet wurden, sondern der Schwimmende sich durch Schlagen des Wassers mit Händen und Füßen weiterbewegte und über Wasser hielt;
- hatte jemand Grund zu echter Freude, dann hieß es: a freet siech ieber beede Backa, ieber senn Oasch extra;
- wer eine schlechte Schrift hatte, dar hotte eene Klaue;
- ne Gaake war ein Mädchen, das sich wenig Rat zu allem wußte
- und a Fatzke ein Kerl, der durch sein Benehmen tölpelhaft und clown-artig wirkte;
- a Rootzleffel gab mehr an als wie man bei seiner jugendlichen Unerfahrenheit von ihm erwarten konnte;
- wenn es regnete, dann nahm man die „Mohnspritze“ als Schutz#
- und mit dem Stock verjagte man „Nuppersch Hunde-Teele“;
- eene Schickse war ein weibliches Wesen, das wegen seines lockeren Lebenswandel berühmt-berüchtigt wurde;
- wer kriewatschlich ging, konnte leicht in eine Tilke = Vertiefung im Gehwege stürzen, die Ursache eines Sturzes konnte auch der
- Hinnerplinz sein (Unfähigkeit der Hühner, bei schlechten Lichtverhältnissen oder bei künstlichem Licht etwas bestimmtes zu erkennen);
- s ging ja, wu mer rutschta, jitz kinn mer schunn laufa, war eine Aufmunterung an den, der irgendwie Pech gehabt hatte und die Flinte ins Korn werfen. wollte.

Was alles sich in unserer Heimat ereignet hat

Wer hat das Schießpulver erfunden?

Im Gasthaus „Zum Stillen Mann“ fand eine Theateraufführung des Militärvereins statt. Aufgeführt wurde ein Soldatenstück, in welchem während der Instruktionsstunde der Unteroffizier den Schützen A., der hier von Josef Alber dargestellt wurde, fragte: „Schütze A., wer hat das Schießpulver erfunden?“ Schütze A. nimmt stramme Haltung ein und antwortet anstatt „Berthold Schwarz“ kurz und zackig: „Berthold Finger, Herr Unteroffizier!“ Da gab es natürlich starken Applaus, denn Berthold Finger hatte das Schießpulver ganz bestimmt nicht erfunden, dafür war er ein zu großer Gemütsmensch.

Die „Räuber“, aber nicht von Schiller

Tante Martha kam für ein paar Tage auf Besuch zu ihren Verwandten nach Protzan. Sie war sehr ängstlich, besonders abends beim Zubettgehen. Als sie nun mit ihrer Nichte Gretel in deren Stube schlafen ging, wollte sie sich vergewissern, ob sich nicht etwa ein Fremder eingeschlichen und unter dem Bett versteckt hatte. Darum kniete sie sich vor

dem Bett hin, um die Fläche darunter gut übersehen zu können, und sagte:

„Ich muß doch mal sehen, ob ein Räuber unter dem Bett ist!“

Darauf die kleine Gretel:

„Woas soste, Tante, Räuber? Bei ins heeßt doas Tippla!“

Und „Tippla“ ist das Nachtgeschirr.

Beim „Stillen Mann“

Kommst Du als müder Wandersmann

nach Protzan ins

Gasthaus

zum

stillen Mann,

so kannst Du Dein blaues Wunder erleben:

Du bekommst dort selten den Saft der Reben.

Als Delikatesse, ein lauwarmes Bier

serviert mit grimmiger Miene man Dir.

Ist wirklich mal ein Tanzvergnügen,

so könnte der August die Platze kriegen.

Hedwig, die „aale Silberpappel“,

vor Aufregung schon in der Küche zappelt.

Und trotzdem Reklame:

„Zu diesem Feste bieten Küche und Keller das Allerbeste“

Die Auswahl an Speisen ist ja nicht groß:

Kaffee und Kuchen gibt es bloß;

für hungrige Gäste: Semmel und Wurst,

dazu 'nen Klecks Mostrich, das gibt guten Durst.

Der Korn, der schmeckt recht wild und scharf:

er ist ja gepfeffert, ganz nach Bedarf.

Der Bohnenkaffee, „eene Tosse, eene Luut“,

ist trotzdem dünn, schmeckt trotzdem nicht gut.

Kocha iech olles eene Fonne, eene Tuppe!“

Drum schmeckt der Kaffee auch immer nach Suppe.

Wer sonst ein Erlebnis noch hat im Sinn,

der gehe schnellstens zum Mann August hin!

So viel Dreck gab es nicht

Nach einem Gewitterregen spielten zwei Jungen am Straßenrande „im Drecke“ und formten Figuren. Der Pfarrer kam vorbei und sah die Jungen, wie sie gerade eine Kirche bauten. Er trat näher und sagte lobend:

„Na, Ihr Beiden, das ist aber schön, daß Ihr hier eine Kirche baut! Aber sagt mal, da müßt

„Na, Ihr Beiden, das ist aber schön, daß Ihr hier eine Kirche baut! Aber sagt mal, da müßt

Ihr doch auch Euren Pfarrer dazu formen!“ „Ja, schunn, Herr Forr, oaber doderzu reecht ins der Dreck nich!“ war die schlagfertige Antwort, die der Herr Pfarrer hoffentlich nicht falsch verstanden hatte.

‘S raant
Onns Fanster peitscht a nosser Wind,
Himmel und Sunne sein finster verhangt:
Drauße ies heute nischt oanzufanga.
Im Stiebla spielt artig ‘s Kind,
‘s kann nich naus uff a Sand:
‘s raant!

Die Mutter Voatersch Hoosa flickt,
Grußmutter sitzt uff der niedrige Ritsche,
spielt mit'm Kinde und streichelt die Kitsche,
der Voater, dar ang eigenickt,
wacht uff und dähnt siech und gahnt:
„‘s raant!“

keine Angst vor Gewittern

In vielen katholischen Familien war es Sitte, daß bei einem aufziehenden Gewitter alle Hausbewohner zusammenkamen, um gemeinsam zu beten. Nun war auf einem Bauernhofe eine Magd neu angetreten, die diese Sitte noch nicht kannte und die sich deshalb noch oben in ihrer Kammer aufhielt. Alle, der „Harr“, die „Froo“, der „Gruußknecht“ und der „Kleeknecht“ waren bereits beieinander, nur die „Moad“ fehlte. Der Bauer ging deshalb bis zur Kammertreppe und rief hinauf:
„Nessla, kumm runder, ‘s duunert!“
Darauf Nesslas naive Antwort: „Warum denn, Harr, iech hier's doch hieruba oo!“

Das ist schon lange her

Die Mutter spricht zu Ihrer Tochter:
Mariela, mach ang schneller mit'm Fissewoscha, mer brauchta die Schissel glei zur Suloate!“

Mein Mann tißt überhaupt nicht
Frau Alber, die Fräulein Dobsch einst hieß,
sich von Alfred Alber ver“alber“n ließ.
Nun ist sie eine „Doktorsfrau“,
ogleich ihre Sprache ungenau.

Ob Alfred wohl so kalt schon ist,
daß er sein Frauchen „überhaupt nicht tißt?“

Von Protzan zu erzählen, ohne dabei „a Hiemer - Schuster (Paul Hübner) zu erwähnen, wäre wie eine Suppe ohne Salz. Er war ein Original, dabei ein arbeitsamer Handwerker und ein fröhlicher und hilfsbereiter Mensch. Man nannte ihn auch „a Liega- Schuster“, doch das war und sei auch jetzt keine Verleumdung, denn seine sog. Lügen waren keine Unwahrheiten zum Schaden eines Anderen, sondern hatten mehr oder weniger einen humorigen Hintergrund.

Sein Haus und Garten im Oberdorf lagen zwischen dem landwirtschaftlichen Anwesen Joachim (später Günther) und dem „Körper-Gassla“ und zwischen der „Kleinen Seite“ und dem Wege oberhalb des „Krischa-Teiches“ (Körper-Weg). Von seiner Werkstatt, die gleichzeitig Küche und Wohnraum war, zu erzählen, wäre ein Thema für sich.

Wie gesagt: er war ein Original. So kam einmal eine Frau in sein Haus, um ihre Schuhe zur Reparatur zu bringen. Die Haustür war unverschlossen. Sie klopfte mehrmals an der Werkstatttür an: niemand antwortete. Schließlich öffnete sie die Tür, ging in die Stube hinein, guckte sogar hinter den Ofen, der den erhöhten Arbeitsplatz etwas verdeckte, aber niemand war da. So rief sie also: „Herr Hiemer!“ da hörte sie aus der Küche gegenüberliegenden Schlafstube eine jammernde Stimme:

„Hier bien iech!“

An dieser Stelle sei noch nachgeholt: der „Hiemer-Schuster“ war alleinstehend, seine Frau war schon lange tot, und sein Sohn Theo wohnte in Tarnau.

Die Frau befürchtete Schlimmes, ging also in die Schlafstube des Schusters und sah ihn im Bett liegen.

„Nu, Herr Hiemer, woas fahlt Ihnen denn?“ „Och, wissa Se, mier ies hunde-elend!“ „Nu woas honn Se denn?“ „Na, wissa Sie's denn nooch nich? Olle hundert Juhre kimmt doch a Moan droan zum „Kinderkriega, denka Se, do hoot's miech groade erwischt!“ „Och, Sie narscher Kalle, Sie!“, sagte die Frau und wollte schon wieder zur Tür hinaus, da fiel ihr wieder ein, weshalb sie eigentlich gekommen war. Als der „Hiemer-Schuster“ – er konnte nun sich selbst das Lachen nicht verbeißen – ihr jetzt sagte, daß er sich nur wegen einer starken Erkältung hingelegt hatte, übergab die Frau ihm die Schuhe und verließ vergnügt das Haus. In welcher Stimmung mag sie wohl die reparierten Schuhe abgeholt haben? Sie kannte ja den „Hiemer-Schuster“.

Es war Winter. Das Eis auf dem „Krischa – Teich“ war bereits so stark, daß – wie es alljährlich bis zu einer bestimmten Menge geschah – das erste Stückeris geschlagen und nach Frankenstein ins „Brüderkloster“ in den Eiskeller gefahren werden konnte (für Krankenhausbedarf). Die Fläche, wo am Vortage Eis herausgearbeitet worden war, war wohl wieder zugefroren, jedoch noch nicht so stark, daß man sie ohne die Gefahr,

durchzubrechen, betreten konnte.

„Zeisberg-Hatte“ (Gerhard Zeisberg) wagte es trotzdem, brach natürlich ein und ... plumpste bis zur Gürtellinie ins eiskalte Wasser. Wir zogen ihn sogleich heraus, aber, was nun?: bis nach Hause zu laufen – er wohnte gegenüber dem Stälzig-Bäcker – wäre Selbstmord gewesen. Also zum nächsten Hause, das war zum „Hiemer-Schuster“. Der gute Mann erkannte sofort die mißliche Lage, sprang von seinem Schusterschemel, verschwand mit langen Schritten aus der Schusterstube und brachte aus seinem Kleiderbestand eine Hose und eine Jacke herein. „Hatte“ mußte alles vom Leibe herunterziehen, der Anzug, in den er nun kroch, war ihm natürlich dreimal zu groß. Nun saß er zwar wie ein begossener Pudel am warmen Kachelofen, aber in seiner jetzigen Aufmachung fühlte er sich trotzdem wohl und war recht zufrieden, denn erstens wäre er wohl kaum ohne Gefahr für seine Gesundheit heimgekommen und zweitens hätte es dort obendrein noch eine Tracht „Schnicke“ gegeben. Er kam später als sonst nach Hause, denn seine Bekleidung von oben bis unten mußte erst trocken sein, aber die Mutter hatte von dem Mißgeschick des „Hatte“ nichts gemerkt. Wir haben diese Hilfe in der Not dem „Hiemer-Schuster“ hoch angerechnet, dafür hat er ein paar Zigarren und vom nächsten Schweinschlachten eine Wurst mehr bekommen.

Der letzte Erbscholtiseibesitzer Krisch war als strenger Herr über seinen Hausstand bekannt, vor allem über seine Töchter. Ob sie damals zu viele Liebesbriefe erhielten, ist nicht bekannt, jedenfalls gefiel dies dem Papa Krisch nicht. So sorgten die Töchter bald für Abhilfe: ihre Post lief von nun an über die Adresse des „Hiemer-Schuster“ und jedesmal, wenn wieder ein Brief an sie angekommen war, brachte dies der gute Mann durch Aushängen eines heilen Tuches an einer bestimmten Stelle in seinem Garten den Adressaten zur Kenntnis. (vom Hofe Krisch aus war das frei- und hochgelegene Anwesen Hübner gut zu sehen).

Wie oft mögen von da ab die Töchter wohl Schuhe zur Reparatur gebracht haben? Wir Kinder haben uns manchmal gewundert, daß der „Hiemer-Schuster“ so oft geflaggt hatte.

„Nobel geht die Welt zugrunde! Lieber nichts zu essen!“, war die Devise des „Hiemer-Schuster.“

Zureden hilft

„Zureden hilft“ so hört man oft sagen.

Nie vergess' ich das Bild aus jenen Tagen,

Als Heimann Paul mit seiner Kuh

Zum Bullen zog in aller Ruh'.

Doch der Kuh war an Liebe wenig gelegen,

Drum ließ sie sich auch so schwerlich bewegen.

Er versucht's mit Gewalt, doch mit bösem Worte

Kriegt er die Kuh überhaupt nicht vom Orte.
Nun streichelt er sie, – ein Anblick zum Weinen –:
„Immer kumm och, kumm: 's watt diech nich reu'n!“
Und siehe da!:

mit frohem Sinn

Zieht die Kuh und der Paul jetzt zum Bullen hin.

Mei Kuseng und die Mohkließla
Mohkließla – oh, war kennt se nich! –
Sein a schlesisches Leibgericht.
Weihnachta oaß na daan kaala Schmaus
Mit'm Leffel glei aus der Schissel raus.
Monch enner blieb derbeine liega
Und hierte oscht uuf, toat a Bauchkneipa kriegga.
Ooch memm Kuseng, daam honn se geschmackt,
Da hoot siech derbei no die Finger belackt.
Und weil a halt on der Schissel blos soaß
Und immerzu tichtig Mohkließla oaß,
Do wullt' mer, um Iebles zu vermeida,
Doas goar zu Guude ihm ang verleida:
„Ernst“, soat mer, „hust's nich schunn gehärt,
Doß Moh a menschliche Sinn betärt?
Und doas muß der marka – niem's nich krumrn –,
Vumm viela Mohe, do watt ma tumm!“
Doas wullde mei Arntzla doch goarnich waan,
Hoot schnell doas Assa dann uufgegaan,
Hoot siech's im Stilla dann wull beducht:
Mohkließla hoot a nich mehr gemucht.

'S Toppafanga

Die Junga koama aus der Fortbildungsschule, a neuer woar derbei, nenn' man Kolle. Seine Eldarn wonn oscht varr zwee Wucha zugezoin. 'S woar schunn dunkel genug, doß die Paschla natierlich uff kenn bessarn Gedanka koama als wie woas auszuhecka.

„Sulnn mer heute amoll Toppa fanga gieh'n?“ schlug enner vu daan Paschlan vier. Und Kolle, dar nich wußte, woas doas sein sullde, froite glei neugierig: „Woas ies denn doas, doas mißt Ihr mir oscht amool richtig derklärn!“

Do stießa sich die andarn heemlich oan und freeta sich, doß sie glei a Opfer fier ihr Spiel gefunda hotta.

„Na, Kolle, do hier amool gutt zu: Toppa kann ma blos obends fanga, wenn's asu richtig finster ies. Doderzu brauchta mer 'n Saak und a Licht. Die Toppa findt ma nich glei.“

Deswägen soa iech: mir, die mir's wissa, wu se stecka, macha wie bei der Hoasajoad die Treiber und joan se zussamma, und Du, Kolle, nimmst Der a Saak, setzt Dich dotthien, wie mer Der's soan, zindst Der a Licht oan und sparrst a Saak recht weit uuf und wascht amool sah'n: 'S watt nich lange tauarn, na, do huste a paar Toppa schunn im Sacke drinne. Nochher schlacht' mer die Dinger und honn a schienis Wildassa.“

Doas woar woas fier daan Neuling, die andarn mußta sich schunn 's Lacha verbeißen. 'S kunde goarnich schnell renug gieh, do hotte mei Kolle schunn enn Saak und a Licht vu derheerne gehullt, und luus ging's ei a „Langa Grund“. hier zwischer a Bäuma und Sträucharn woar 's no arnool asu finster. Wu der Lehmberg oafängt und die Baache eene lleene Kurve macht, do blieba die Paschla stieh'n und soata ei ollem Arnste zum Kolle: „So, Kolle, Du setzt Diech dott om Obhange zwischer die Stäucher, wu's ang windstille ies und zindst Der's Licht oan und hältst a Saak gutt uuf, doß die Toppa gutt neikinna. Mir viere verteeln ins ei olle Himmelsrichtunga. Du mußst oaber awing Geduld hoan und darfst nich vum Flecke gieh! 'S kann ang tauarn, bis die ashta kumma!“

„Na kloar, wenn's wetter nischt ies“, soate Kolle, setzte siech zwischer die Sträucher und toat, wie's 'm erklärt wonn woar. Kolle sparrte a Saak recht weit uuf, doß och keene Toppe verbeilief.

Auszuhaaln hott a ja nischt, oaber mit der Zeit wurd'm doch ang unheimlich: 's roschelte asu im Groase, der Wind fing mehr oan zu gieh und unda onn der Baache woar's oo nich ganz geheuer. 'S muchte wull schunn eene holbe Stunde verganga sein, oaber's koam keene Toppe. Vum Franksteener Rothaustorme hiert a's „Neune“ schloon und a hotte immer no nischt im Sacke. „Und wu miega och die andarn sein? Die hulln gewieß recht weit aus, doß sie recht viel Toppa zusommatreiba“, soat a zu siech salber. Schließlich tauert's 'm zu lange und a rief nooch daan Paschlan, oaber kenner goab Antwort. Die wonn schunn längst derheeme und freta siech uff's nächste Zusommatraffa mit 'm Kolle, daan se asu neigeläät hotta.

Und als a nischt mehr hierte wie a Wind ei a Blättarn, stond a uuf, leschte's Licht aus und noahm senn laara Saak und ging uff heemzu. Und wu a asu rnutterseelen-alleene ei der finstarn Nacht heemging, do, ging'm a anderes Licht uuf: doß siech seine neua Freunde enn goar schlimma Spaß mit'm gemacht hotta.

Und waam's nich oo asu gihn sull, daam sei's gesoat: Toppa lunn siech goarnich fanga, doas sein uff „Huuchdeutsch“ „Tappen“ oder „Stapfen“ = Fußspuren, die die Hoasa, Rehe und Rabhienla hinderloon.

Da orme Kolle!

Die To-a-lette

Woas heeßt hier eigentlich „To-a-lette?“

'S ies die Bezeichnung fier die „Stille Stätte“.

Doas poßt doch goarnich ei inse Sitte:

Bei ins heeßt's einfach: „'s Hittla, die Hitte“

Die stond nich etwa drinne im Hause,
Wenn's eilig woar glei nooch'm Schmause.
Nee, m Hofe stond se, die gruße Kiste,
Mitta druffe, glei naber'm Miste,
Ooch monchmaol naber'm Fardestolle
Oder ei em andarn Folle
Mußt' ma dorch die Hindertier' flitza.
Uffte woar's schrecklich: Toat's dunnarn und blitza,
Do muß' ma die Drangsal kräftig verhaaln.
War weeiß, woas do olles monchmol geschahn?

Doas Hittla hotte a schien Gesichte:
Ei der Tiere a Hazze und drinne Gedichte.
Vu viela weeiß iech no doas eene,
Doas woar eene Bitte, doas woar nich gemeene:
„Ihr Leute, seid mer schien gebaata:
Kackt mer nich uf's Hittabratla!“
Und koam a Fremder, dar braucht's nich zu sucha:
Ma braucht's nich zu sah'n, ma hoot's ja gerucha.

Wie der „Brotkartuffel-Jole“ zu semm Noama koam
Brotkartuffeln ei Schlesien, doas woar a Gerichte. Doas ruuch ma schunn im ganza Hause
und monchmaol sugoar uff der Stroße. Glei ei der eiserna Brotafonne bruchta se die
knuspriga Dinger uff a Tiesch und jeder zengsrim leffelte sich raus und oaß, woas a
kunnde, om liebsta immer die braungebrannta Floada.
Nu mecht ma denka, doß der Jole ja derheeme siech bestimmt schunn soat gegassa hotte,
oaber wu anders schmeckt's halt immer besser und wenn ma no asu soat ies.
Do koam a enn Obend wieder amool zu Rutharn. Die soaßa groade olle beim Obendassa.
Woas goab' s: Brotkartuffeln.
„Na, Jole, willst na ang mietassa? Egentlich wullt' a „nee“ soan, ober a kunnde daam
Dufte nich widerstiehn, sotzte siech miet on a Tiesch und oaß halt na amool Brotkartuf
fein.
Nächsta Obend: ,s kunnde nich anders sein: a koam zu Rutharn, die oaßa groade wieder
und woas oaß a miet: Brotkartuffeln.
Als a a drittes Mool bei Rutharn wieder iur Kichatiere neikoam, wurd' a schunn begrift:
„der Brotkartuffel-Jole kimmt!“ Asu koam a zu daam Noama. Oabar a ies nich derbei
geblien:
denn:

aschtens goab's später keene sulche Brotkartuffeln mehr ei enner Eisafonne und mit 'ner richtiga brauna Kruste droan und zweetens tät a se goarnich mehr vertraan. Asu is' im Laaba.

Im Winter derheeme
(Berta Bögner)

Wie schien woar's doch im Schlesierlande,
doas kann ma niemandan kaum soan,
wenn ei dam tiefverschneita Winter
die Fardeschlieta koama oan.

Die Farde wonn eim Sunntichstoate
's Gescharre blank, doas woar 'ne Pracht,
derzu doas schiene Schellengeläute,
doß emm tatsächlich 's Hazze lacht.

'S woar als wie im Märchenlande,
wenn glitzert wie Kristall der Schnie.
Seit aus der Heimat mir vertrieba,
suwoas erlabt ma hier doch nie.

Wenn dorch die Wulka guckt die Sonne,
do koama Rodelschlieta oan,
dar eene toat a Fard viersponna
und fuff za Schlieta hindadroan.

Wie kunnt die Jugend siech austoben,
der Karchbarg woar ihr Mittelpunkt.
De ging es obends bis im zwelfe
steil runder, dß der Hindarn brummt.

Blos Bögners Scheune woar im Wäge,
's toat siech niemand dort bekloan.
War nich toat schnell die Drehe kriegga,
dar fuhr halt monchmool kräftig droan.

Im Februar die Foschingstage,
do wurd' drei Tage blos gebatt.
Schunn monchmool toat der Schnie zerlaufa,
do wurd' im Dreck. goar geknatt.

Fost olle Leute wonn zugange,
a ganza Taag ging's hien und har.
Doas wonn die Tage der Besinnung,
die Karche wurde niemols laar.

Die Krapfen darf ma nich vergassa,
die on der Fosching uufgetischt.
Wenn jemand uff Besuch toat kumma,
dar hotte welche glei erwischt.

Schunn viele Juhre sein verganga,
ma sehnt siech nooch der Heemte hien.
Wenn siech's ooch ieberoll läßt laba:
die Heemte woar halt wunderschien!

Eine eindeutige Information

Schönig Gerhard (genannt: „Guste“) hatte seinen Bruder Hans zur Spielschule gebracht. Weil er selbst nicht dort bleiben konnte, sondern gleich wieder nach Hause kommen sollte, gab er der Schwester Archangela folgende, sehr wichtige Information:
„Liebe Schwester, doßtes weeißt: wenn der Hanse oafängt zu trempeln, do. muß ar scheißa!

Darauf verschwand er schnellstens zur Tür hinaus.

Das Ziel verfehlt

Auf dem Hofe des Fridolin Schönig trieb sich eine fremde Henne herum. „Guste“ nimmt einen Stallbesen (Rutenbesen mit Holzstiel), um den Eindringling zu verjagen. Er schwingt mit aller Kraft den Besen, dabei löst sich das Rutengeflecht vom Stiel und saust durch das gerade offenstehende Küchenfenster hinein in die Küche, genau vor die Nase des Vaters, der dort eben die Zeitung liest! Wer dann gejagt wurde, ist klar.

Hauptlehrer und Kantor Hollunder betrieb noch Landwirtschaft. Zur Schule gehörten 6 Morgen (1,5 ha) Land, wovon 3 Morgen(3/4 ha) hinter dem Schulgebäude lagen. Diese Beschäftigung als Landwirt brachte dem Schulmeister folgenden Vers ein:

„Sunntichs ies a Organist
und wuchataage do fährt a Mist!“

Das Ackerland wurde nach und nach verpachtet, der Bauer Paul Günther bewirtschaftete den größten Teil davon.

Auch die hohe Geistlichkeit hatte in Protzan einst Bauer gespielt und dabei wahrscheinlich auch „gutt gepauert.“ Es war Pfarrer Apoloni auf dem Restgut des Pfarrhofes, der früher – wie eingangs berichtet – ein Rittergut gewesen war (mit 50 ha). Die Amtszeit des Pfarrers Apoloni: 1882 - 1901. Das Ackerland und die Gebäude wurden ebenfalls verpachtet.

„Om Gloger-Gassla“, war die „Dulla-Bricke“.

Frau Klara Losse geb. Hübner berichtet hierzu:

„Dort haben wir mit einem Viertelkorbe immer Weißfische gefangen. Wenn sie dann in der Pfanne fertig gebraten waren, dann waren es nur noch Gräten.“

Berthold Finger bei einem festlichen Essen:

„Asst ock Fleesch, vu a Klißlan staubt's zuviel!“

Albert Hoffmann, der letzte Besitzer der „Hofma-Miehle“ (früher: „Troppa-Miehle), verzog am 1. Juli 1929 nach Sehersgrund, einem kleinen Ort bei Quickendorf ebenfalls im Kreise Frankenstein. Unter seinem lebenden Inventar war ein Ochse, der hartnäckigen Widerstand gegen den Auszug leistete. Mit seiner ganzen Kraft und Wildheit stürzte er an der Brücke über der „Baache“ den Abhang hinunter und riß dabei noch „a Batte“ (Albert, ältester Sohn in der Familie Hoffmann) mit hinunter. Zum Glück ging alles glimpflich ab, zur Illustration des Zwischenfalles hieß es nachher:

„Der verbuttliche, kleene Uchse ies mit'm Batte ei die Baache gestazzt!“

Der „Hiemer-Schuster“, neben seinem Schuhmacherberuf ein leidenschaftlicher Imker, wurde einmal gefragt, wie groß denn eine Bienenkönigin sei. Seine Antwort: „Eene Bienenkönigin ies asu gruuß wie eene mittlere Taube!“ Armes Menschlein, wenn Du von einem solchen Tier mal gestochen wirst!

Franz Wagner („Woagner-Panta“) wurde im Religionsunterricht vom Erzpr. Schwarzer gefragt: „Wagner, was machst Du als Erstes, wenn Du morgens aufstehst?“ Anstatt der erwarteten Antwort, zuerst das Morgengebet zu beten, mußte der Pfarrer erfahren: „Dann zieh iech mer Voatersch Lotscha oa und gieh oscht amool naus seecha!“

Die „Gallischen“, wohnhaft im „Gemeendehause uff der Gruußa Seite“, war in jeder Hinsicht eine sparsame Frau: Sie hob jede Gänse- oder Entenfeder auf, die auf der Straße lag, um Taschentücher zu sparen, benutzte sie solche nicht, sondern schnäuzte durch die Finger, die sie dann in ihrer Schürze abwischte, jedoch nicht sparsam war sie im Gebrauch von Schimpfworten und im Weitersagen von Neuigkeiten. Dadurch wurde sie zur „lebenden Dorfzeitung von Protzan“. Als einmal Pfarrer Dworski in den ersten Tagen seiner Protzaner Amtszeit an einem Sonnabendnachmittag ums Dorf spazieren ging, um Land und Leute kennenzulernen, und dabei gerade zu der Zeit bei der „Gallischen“ vorbei kam, als der „Sonntag eingeläutet“ wurde, sprach er die Frau an und fragte sie, ob sie wisse, was das Läuten zu bedeuten habe. Er erhielt zur Antwort: „Nu, do zieht siech der Forrer a neues Hemde oan!“

Als Alfred Jockwer sein neues Wohnhaus auf der Kleinen Seite fertig hatte, zog die Gallischen zu ihm „zur Mitte (Miete) eis Eeberstiebla“. Eines Tages hieß es: „die Gallischen ies explodiert!“ Ja, es hatte wirklich einen kräftigen Knall gegeben, denn die Frau hatte in den Behälter des Spirituskochers, den sie gerade in Betrieb hatte, Brennspiritus zugegossen, so daß eine Explosion unvermeidlich war. Zum Glück war kein weiterer Brand entstanden und die Gallischen war mit einem geschwärzten Gesicht und dem Schrecken davongekommen.

In einer der Nächte vor der Silberhochzeit der Eheleute Fritz und Maria Jung, in der Zeit also, wo die Vorbereitungen, z.B. Schweinschlachten voll im Gange waren, wurde beim „Junka-Fritz“ eingebrochen und allerlei „von den leckeren Sachen gestohlen (das Gleiche geschah vor der Hochzeitsfeier des Paul Riedel und der Maria Spittler im Hause des Max Spittler).

Dieses Ereignis wurde u.a. Thema eines Liedes, von welchem noch die eine Strophe in Erinnerung ist:

„Bei Junkan, vor dem Tore,
da steht ein Lindenbaum.
Ich träumt in seinem Schatten
von einem großen Schwein.

Ich schnitt von seinem Schinken
ein großes Stück mir ab.
Das tat mir herrlich munden,
war mir 'ne große Lab'."

„Junka-Fritze“, seines Zeichen Bauer und Viehhändler, hatte einen Schimmel, auf den er sich voll verlassen konnte, wenn es um die Heimfahrt ging. Fritze mußte wegen seines Handels viel unterwegs sein, also spannte er eines seiner Pferde, den Schimmel, vor die Chaise (einachsige Kutsche mit Halbverdeck) und ab ging es nach Frankenstein, wo er im „Elefanten“ oder bei Stark ausspannte, d.h. sein Pferd im dortigen Gästestall unterbrachte. Fritze begab sich derweil in die Gaststube, um hier mit den Bauern seine Geschäfte zu tätigen. Daß dabei mancher Korn und manches Bier getrunken wurde, ergab sich meistens von selbst.

Waren An- und Verkäufe abgeschlossen, dann war es inzwischen Nacht geworden, dann hatte Fritze gewöhnlich „einen sitzen“, d.h. einen zuviel getrunken, und nach Hause wollte er ja auch. Also ließ er den Schimmel wieder vor seinen Wagen spannen, nahm selbst seinen Platz ein, rief „Hüo“ seinem Pferdchen zu und band gleichzeitig die lange Leine am Gestänge des Sitzes fest.

Nun konnte Fritze ruhig ein ausgedehntes Nickerchen bis nach Hause machen, denn der Schimmel kannte seinen Weg und trabte sicher bis in den heimatlichen Hof. War das eiserne Hoftor aber bereits geschlossen, so schlug der Schimmel mit dem Huf daran und zwar solange, bis einer der Hausbewohner kam und es öffnete.

So kam Fritze immer gut nach Hause.

Im „Lindenheim“, dem Wohnhause der Eheleute Jung, befand sich „s Maria-Barnla“, das war die Schnapsquelle, benannt nach dem Vornamen der Frau Jung. An diesem „Born“, der niemals versiegen, durfte, fand Fritze seine Labsal und Stillung seines Durstes.

Ein Vermittler von Viehgeschäften war Franz Galle, ein kleiner, vollbärtiger Mann, der sehr schnell und „pulvrlich“ (undeutlich und in der Aussprache sich überschlagend) redete und deshalb auch „Schwuder-Golle“ oder „Pulver-Golle“ genannt wurde. Beim Angebot eines Kalbes z.B. pulverte Golle dann los: „Schie (schönes) Kolb, schie Kolb, bloß ang (etwas) hängeoschig!“

Der „loahme Walter“ war eigentlich ein bedauernswerter Mensch:

Nach einem Unfall in seiner Jugend hatten seine beiden Beine nicht mehr die normale Stellung, sondern standen an den Knien in einer Richtung nach außen. Das behinderte ihn

sehr beim Gehen, so daß er ohne Stock nicht sein konnte. Wegen dieser körperlichen Behinderung konnte er keine ordentliche und feste Arbeitsstelle finden. Das mag der Grund gewesen sein, daß er sich das Trinken angewöhnte. Er zog bettelnd von Dorf zu Dorf und hatte dabei bestimmte Stellen, wo er Essen bekam und übernachtete. Seine Schlafstelle wählte und hatte er meistens auf einem Heuboden oder im Winter im warmen Pferde- oder Kuhstall. Außer Essen erbettelte er sich auch Schnaps. Blieb er bei einem Bauern mehrere Tage, wurde er damit beschäftigt, Holz zu hacken oder im Winter Seile für die nächste Ernte zu binden.

Mit seinem Trinken wurde es immer schlimmer:

Der einfache Getreidekorn war ihm zu schwach, so ging er dazu über, Brennspritus zu trinken, dafür reichte außerdem sein erbetteltes Geld länger.

Nach mehreren Wochen Wanderschaft tauchte Josef Walter wieder in unserem Dorfe auf. Fragte man ihn, wo er gewesen war, dann hatte er immer als Antwort bereit:

„Jech bien der Graf von Frankenstein! Uff menn Gittarn woar iech, zuarscht ei Gaberschdruff, dann ei Battelsdruff und zuletzt ei Sorgenau!“ Das war das Originelle „om loahma Walter“, daß er trotz seines armseligen Daseins den Humor nicht verlor, sich als Graf mit drei Gütern bezeichnete und für die Standorte seines angeblichen Reichtums ausgerechnet Namen wählte, die in seinem Sinne eine andere Bedeutung hatten: so sollte „Gaberschdruff“ (Gabersdorf) darauf hindeuten, daß er dort viele Gaben bekam, „Battelsdruff“ (Bertholdsdorf) hatte für ihn nichts mit dem Vornamen „Berthold“ zu tun, (auch) dort ging er betteln („batteln“), und schließlich war „Sorgenau“ der Ort, wo er vermutlich nicht die nötige Menge Schnaps bekam.

Das war „der loahme Walter“, ein Original im Protzaner Dorfgeschehen. Seinen Tod mußte man mit dem Vermerk: „In einem Straßengraben erfroren aufgefunden“ bescheinigen.

Ne Breslauer Lerje

Ein Erlebnis in der Heimat

(Berta Bögner)

's woar während 'm Kriege, (wenn Ihr die Geschichte wuilt hiern?)

do koam a Breslauer 's Elektrische kontrollieren.

A koam zur Tiere rei und guckte mieh gruß oan:

„Zu Ihn'n komm ich Kaffee trinken!“,' toat ar uff mieh baale soan.

Iech soata: „Eene Tosse Kaffee tutt fier Ihn schunn blein!

Iech nahm doch oan, doas doas blos Scherz tutt sein?“

„Nein!“, meent ar, „das ist Ernst. Ich gehe blos zum Nachbarn hinüber, dann komm' ich gleich zu Ihn'n wieder rüber!“

Iech poßte gutt beim Fanster uuf. Doch eens, zwee-e, drei,
do koam ar schunn zum Hofetierla rei.
Iech machte schnell, doß iech bruchte woas ei Gang,
Brut und Woscht hott's genug no im Schrank.
Iech soate: „Essen Sie sich soat, soviel wie Se können,
iech tu's Ihn'n warklich vu Herzen gönnen!“
Wu ar soat woar, streichelt ar sei Bäuchla und toat soan:
„Ist das schön, wenn man sich umsonst mal satt essen kann!“
Iech freete mieh, doß iech ihm kunnte fier daan Hunger woas schenka.
Ob die Breslauer Lerje watt heut ooch droane denka?

Alfons Köpper hatte bei einen gesellschaftlichen Essen – es gab Gulasch – nach seinen' Grundsatz: „Besser gutt gelabt und nich asu lange!“ reichlich zugelangt, so kräftig, daß das Essen im Magen wieder kehrtmachen und nach oben hochschießen wollte. Das wollte dar „Fongse“ aber verhindern, – es war ja schade darum –, er biß deshalb die Zähne zusammen und nuscelte: „Die Soße kann raus, 's Fleesch muß drinne blein!“

Bei einem Bauern war „Schweinschlachten“. Daß ein solches Ereignis immer dann zu einem Fest gemacht wurde, wenn nicht gerade dringende andere Arbeiten vorlagen, war in Protzan eine allgemein-selbstverständliche Sache. Verwandte und gute Freunde wurden dazu eingeladen.

Zum reichlichen und fetten Essen (Gewiegtes, Wellfleisch und Wellwurst, frisch aus dem Kessel) wurde zur Verdauung Korn getrunken, mitunter in Mengen, daß zum Schluß mancher dann mit schiefer Ladung nach Hause wankte.

Einen der Gäste, Reinhold Gellrich hatte es übermannt, er war gar nicht so weit gekommen, auf eigenen Füßen nach Hause zu gehen. Er hatte sich auf dem Chaiselongue hingestreckt und war eingeschlafen, so fest, daß er es gar nicht gemerkt hatte, daß er samt seiner Unterlage nach Hause getragen worden war. Zuvor hatte man ihm noch ein paar Wellwürste in die Tasche gesteckt. Vier Männer trugen ihn hoch auf ihren Schultern, zwei sorgten außerdem dafür, daß er nicht „runterkullerte“. Es war Nacht, nirgends brannte noch ein Licht.

Was aber taten die „Schnapsleichenträger“? Sie stellten das Opfer nicht vor der Haustür ab, sondern, damit es sich nicht verkälte, in den Schweinestall gleich rechts daneben und schlossen die Tür wieder. Dann klopfen sie am Schlafstufenfenster der Frau Gellrich und versteckten sich schnellstens irgendwo im Hofe, um zu sehen und zu hören, was sich nun abspielen würde. Es wurde hell im Hausflur und Frau Gellrich trat in ihrem Nachtgewande vor die Haustür. Stille weit und breit und nichts Verdächtiges zu sehen. Also ging sie wieder in ihre Stube.

Inzwischen mochte Reinhold wach geworden sein und klopfte, sich nun seiner Lage bewußt, an die verschlossene Stalltür. Das hatte Hedwig ganz deutlich gehört. Also ging sie nochmals hinaus und schnurstracks auf die Schweinstalltür zu, öffnete sie und was sah sie da: ihren Reinhold und ein Chaiselongue. Sie mochte es sich wohl gedacht haben, daß es hier noch Zuschauer gab, daß sie so schnell wieder ins Haus verschwand', natürlich mit Reinhold. Die Burschen hörten aber noch, wie sie ausrief: „Och, du heiliges Krumbambuli, wär' iech doch ang eher rausgekumma!“

Als alles Licht wieder erloschen war, schlichen sich die Burschen wieder zum Stall, holten das Möbelstück heraus und brachten es an seinen alten Standort. Den Reinhold hatten sie gut und ohne Schaden heimgetragen, und das war ihre Genugtuung, daß der Spaß so gut gelungen war.

Es soll auch vorgekommen sein, daß ein anderer Protzner, ebenfalls unfähig zu gehen, in einem Schweinekoben nach Hause gebracht worden ist.

Wellfleeschassen

(vum „Schulza-Freede aus Schieheede)

Werd bei ins a Schwein geschlacht't,
Wellfleeschassen werd gemacht.
Werde mietgemacht sulch Assen,
werd's sei Laba nich vergassen.
Aus dam Kessel kumma heeß
ganze Schisseln vuller Fleesch,
mit der Goabel, ees, zwee, drei,
fährt ma ei die Schissel nei,
nimmt sich glei vu jedem woas:
ees nimmt dies, ees nimmt doas,
enner grefft glei noch der Zunge,
enner wieder noch der Lunge,
enner grefft noch'm Gorgelknota,
enner Fettes, ganza Knota,
enner wiel a Nierla hoan,
ees macht sich ons Harze droan,
ees nimmt sich's Schwänzla har,
ees, doas klaubt a Kupp itz lar.
Doß's der Maga gutt verdaut,
giebt's derzune Krien und Kraut,
und enn Korn giebt's fer a Dorscht.
Glei druuf kimmt die frische Worscht.

Wie doas schmeckt, herrjeckerschnee,
schoade blos, ma kann nich meh!

„Bei der Bricke stieht Johannes,
guckt a wing uff nieberzu,
doß siech die Junga und die Madel
lunn beim Boada schien ei Ruh.“

– Das war ein Teil eines Liedes, das anlässlich eines Theaterabends im Gaathaus „Zum Stillen Mann unter der Leitung des großen Spaßmachers Robert Klings vorgetragen wurde. In diesem Liede wurde alles Aktuelle in Protzan unter eine kritische Lupe genommen, hier das Baden der Jugendlichen beiderlei Geschlechts im „Krischa-Teich“, wo gegenüber am linken Straßenrand eine Johannes-Statue stand.

„Klinga-Robert“ war es auch, der gern dieses Gedicht vortrug:

„Einem Mann namens Ochs war der Sohn gestorben. Da ließ er auf den Grabstein setzen:

„Hier ruht das kleine Öchselein,
vom alten Ochs das Söhnelein.

Der liebe Gott hat's nicht gewollt,
daß es ein Ochse werden sollt.“

(Berichtet von Frau Berta Bögner)

An einem Maskenball im Fasching in unserem Gasthaus geschah folgendes: Als Maske erschien ein Mädchen im Dirndl, zierlich von Gestalt, doch mit allem Sehenswertem und für Männer Interessantem versehen. Kein Wunder, daß das Mädchen viel „Verdrang“ hatte, oft zum Tanzen aufgefordert und dabei viel gestreichelt wurde. Manchmal erhielt es auch einen heimlichen Kuß.

Groß war die Überraschung und teilweise die Enttäuschung zur Demaskierung um Mitternacht: unter der Maske steckte unser Friseur Georg Matzner, der diese Darstellung wunderbar durchgehalten und gespielt hatte.

Inse Kleenboahne

Mer hotta eene „Gruße Boahne“ und eene Kleen-boahne“. Die „Gruße Boahne“ woar die Reichsboane, mit dar ma vu Franksteen aus nooch Kamenz und wetter nooch Breslau, Neisse, Glootz, Reichsteen oder ei der andarn Richtung nooch Reichenbach foahrn kinnde. Die „Kleenboahne“ oaber woar die „Frankenstein-Münsterberg-Nimptscher Kreisbahn“. Sie woar inse Boahne.

Na, und dar Betrieb uff dar Boahne, dar woar gemietlich und eenzigoartig. Als Schüler oder Schülerin fuhr mer im Winter olle Tage nooch Franksteen entweder eis Gymnasium, eis Lyzeum oder ei eene städtische Volksschule oder ooch zum Eikeefa. 'S woar ja billig dozumool: 1.90 RM; kuste die Schülermonatskoarte, und ma kunnde om Tage a poarmool dermiete hin und zuricke foahrn.

Do koama die Schüler und Schülerinnen vu Prutza, Dittensdruff, aus der Nickelwarke und daan ganza Hinderderfarn. Die Schoffner (Froehlich, Martin, Gyloff) wonn Gemietsmenschen und soaga zu, doß ooch olle mietkoama. Fahlte amool ees vu ins Preetznarn Schülarn, do soat mer blos zum Schoffner:

„Herr Froehlich, der Hanse ies no nich do!“ „Na, do wott mer halt no awing“, meente Papa Froehlich und verschwond im Packwoane, doas woar glei der aschte Woan hinder der Lokomotive. Nooch a poar Minuta koam ar wieder raus und froite: „Na, ies der Hanse jitz do?“ „Ja“, soat mer. Do meente der Schoffner: „Na, do kinn mer ja wetterfoahrn!“ fief ei sei Trillerfeifla und ob ging die Boahne. Doderfier kriggt ar amool eene dicke Zigarre aus Voatersch guda Kiste.

Gewehnlich hotte die Boahne drei Waane, ei der Zuckerriebazeit wenn's monchmool zahne. Dann kriggte der Lokomotivfiehrer doas Bahnla nich zum Haaln, und 's fuhr dorch bis ei die Hohle. Do muß ar halt wieder zurickescharga. Ja, doas wann no Zeiten, do woar die Welt no ei Ordnung!

Sitten und Bräuche in Protzan

Wie überall, so gab es damals auch in unserer Heimat Protzan allerlei Sitten und Brauchtum. Nach Neujahr, meistens nach dem 6. Januar, dem Fest der Hl. Drei Könige, gingen Pfarrer, Kantor und abwechselnd zwei Ministranten von Familie zu Familie zur Segnung der Häuser und Höfe.

In der „guten Stube“ kamen alle zum Haushalt Gehörigen zusammen. Während ein Weihnachtslied gesungen wurde, schrieb der Kantor mit Kreide an die Tür:

19 + C + M + B + 40

die Anfangsbuchstaben der Namen der Hl. Drei Könige und die Jahreszahl. Der Pfarrer sprach dann seine Gebete, segnete mit Weihrauch und Weihwasser das Haus und seine Bewohner und erbat für den ganzen Hof Gesundheit, Frieden und Glück.

Die Ministranten bekamen dann „a poar Biehma“ in eine Sammelbüchse, Pfarrer und Kantor erhielten etwas „eingepackt“. Pro Tag wurde nur eine bestimmte Anzahl von Wohnungen besucht, so daß sich der „Neujahrsgang“ mitunter auf mehrere Wochen erstreckte. Reichte manchmal das Weihwasser nicht, so soll es vorgekommen sein, daß der letzte Rest im Weihwasserkessel unter der „Plumpe“ schnell verdünnt wurde. Der erste Werktag im neuen Jahre war der sog. „Starztag“. Früher war es eine Selbstverständlichkeit, daß das Dienstpersonal auf dem Lande lange Jahre, mindesten

jedoch 1 Jahr an seiner Arbeitsstelle blieb. Es gab sogar Fälle, wo Mädchen und Jungen seit Beendigung ihrer Volksschulzeit bis zu ihrer Heirat an ein und demselben Platz ihre Dienste getan haben. War ein Wechseln vonnöten, dann geschah dies eben an diesem „Starztage“.

Eine übliche Beschäftigung an den kalten Januar- und Februartagen und -abenden war das „Fadarnschleiß“:

wer auf seinem Hofe Gänse und Enten hatte, dort mußten auch die Federn dieser Tiere verarbeitet, d.h. geschlissen werden. Diese Tätigkeit des Schleißen wurde nicht nur von den Frauen und Mädchen des eigenen Hauses erledigt, hierzu kamen auch Tanten, Kusinen und gute Bekannte (auf gegenseitige Nachbarschaftshilfe) heran, um die Riesenberge zu verarbeiten. Eine Nebenbeschäftigung war es, „ang zu quotscha“. (Abends gesellten sich die „Paschla“ und die „Schamster“ (Liebhaber) dazu, die für die nötige Abwechslung sorgten u.a. damit, daß sie die Türen schnell zumachten, so daß die Federn durcheinander wirbelten. Da ging das große Schimpfen los, aber immer wieder gab es damit neuen Spaß.

Zum Abschluß des Abends gab es dann frisch gebackene Pfannkuchen (Berliner) und Kaffee. Die Pfannkuchen waren manchmal nicht mit dem üblichen „Flaumaschmotsch“ (Pflaumenmus) oder Marmelade, sondern mit Mostrich gefüllt. Wer in einen solchen „Krapfen“ hineingebissen hatte, der brauchte für die weitere Unterhaltung an diesem Abende vorerst selbst nicht mehr zu sorgen.

Fadarnschleiß (Berta Bögner)

On daan langa Winterobenda
tunn die Grdankan ei die Heimat giehn,
und ma freet siech doch no heute:
wie wonn die Obende ei der Heimat schien!
'S wurda nämlich vum ganza Juhre die Fadarn geschlissa
und au moncher harmlose Witz wurde derbeine gerissa.
'S woar ei Prutza su Mode: ees toat 'm andarn halfa giehn
Bis ei die Nacht im zwelfe. Wie ging die Zeit doch derbeine hien!
Wie ging's doch immer frehlich und gemietlich zu.
Doas ging asu lange, bis olle Fadarn wonn weg,
denn eher woar keene Ruh'.
Jedes riehrte, su schnell ar kunnde, seine Hände.
Und olle Obende, wenn doas Schleiß woar zu Ende,

do gaab's arscht no Kucha und Kaffee,
eh' ma toat schlofa giehn,
ee Taller Woschtschnieta toat ooch uff'm Tische stiehn.
Jeder kunnt' assa ganz nooch Belieben, do wurde nischt iebelgenurmma,
sie sullda siech starka und a andarn Taag wiederkumma.
Zu dar Zeit ies ins olla doch gutt geganga:
do woar schunn geschlacht und die Reecherwaschte wonn uufgehanga,
do kunnt ma nich ei die Verlegenheet kumma,
doß ma nischt toat hoan,
ma brauchte blos ei die Woschkommer giehn,
und 's wurd' uufgetroan.
Dar eene Obend, dar wiel mer nich aus'm Gedächtnis giehn,
's wurde gepischpert immerfort har und hien.
A wing koam iech derhinder: „ne Handvuul Fadarn sullt' hinte iebrigblein,
denn doas „Fadaarnschwänzle“ sullde monne ascht sein.
Daan andarn Obend – die Zeit, wu se immer gekumma – woar längst verbei,
uff eemool koam die ganze Kolonne mit Musik zur Hindertiere rei.
Iech machte schnell die Kichatiere uuf, woas do eegentlich maag gaan?
Sie tanzta olle im Hause, doas Bild hätt' ihr missa sahn!
Der Kassner Barthold woar doch a gemietlicher Moan,
dar koam goar im Zylinder und im schwozza Frackoanzuge oan,
seine Tochter, die Gretla, die woar recht schien,
no Schulkind, oaber heut tutt se als Braut schunn oagezoin giehn.
Olle hotta siech uufgeputzt und olle wonn schien,
als wenn se eis Hotel zum Festassa wellda giehn.
Kaalt woar's:
die Musikker hotta'n Kaffeewärmer uff'm Kuppe. Doch 's wurde glei worm,
doas Kaffeewosser kochte schunn im Tuppe.
's tauert' nich lange,
do toat olles Meegliche zum Assa uff'm Tische stiehn,
der Kassner Barthold, ar stellte senn Moan,
a toat ja bedienen giehn.
Zum Bedienen, do hott' ar a Bogen raus,
ar ging bei jeder Huchzig doch ei und aus.
Und Witze und Reden kunnt' ar drehn, eene Stunde lang.
Ar hotte wull eene ganze Sommlung derheeme im Schrank.
Doas Lacha noahm heute ieberhaupt kee Ende,
bis ma heemging und ma goab siech zum Obschied die Hände.
Nu sitz' mer ei der Fremde,
Olle sein auseinandergerissa,

blös ei Gedanka wann se wiederarmool zusammageschmissa.
Schiene Zeiten! Wu sein se bloßich hien?
Doch ei der Erinnerung blein se immerno stiehn.
Dar Obend, daan ma nich vergassa kann,
dar hoot siech bei Bögnarn ei Prutza zugetroan.

Für „Maria Lichtmeß“ (2. Februar) galt eine alte Wetterregel:
„Lichtmeß im Schnee, Ostern im Klee“ oder, wenn es an Lichtmeß in der Natur schon
grünte: „Lichtmeß im Klee, Ostern im Schnee“.

Dann kam die Fastenzeit, die Zeit, in der jeder katholische Christ allen Gelüsten entsagen
sollte, wo auch keine kirchlichen Trauungen geschlossen wurden. Am „Aschermittwoch“
holte sich jeder Teilnehmer an der Messe im Anschluß daran an der Kommunionbank das
Aschenkreuz“:

„Gedenke, O Mensch, daß Du Staub bist und wieder zu Staube werden wirst!“¹

Sonntag Laetare

Der Sonntag „Laetare“, der dritte Sonntag vor Ostern, nahm als „Summersunntich“ einen
großen Raum im Erlebnis der Kinder ein. Das „Summersunntich-Singa“ begann bei
schönem Wetter schon vor der ersten Messe und war mitunter erst am Nachmittag
beendet. Die Kinder zogen singend in Gruppen von Bauer zu Bauer, aber auch dorthin,
wo sie etwas zu bekommen erhofften, und sangen im Hausflur jene Liedchen, die uns
heute noch in schöner Erinnerung in den Ohren klingen:

„Meea, Meea, Summer,
ech bien a klenner Pummer,
iech bien a klenner Kenig:
gatt mer nich zu wenig,
lußt mieh nich zu lange stiehn:
iech muß a Häusla wettergien!“

oder:

„Rotgewand, Rotgewand,
schöne gründe Linden.
Suchen wir, suchen wir
wo wir etwas finden.
Geh'n wir in den grünen Wald,
singen die Vögel, jung und alt.“

oder:

„Kleene Fischla, kleene,
die schwimma ei daam Teiche;
rute Rusa, rute,
wachsa uff daam Stengel.
Der Harr ies schien, der Harr jes schien,
die Frau ies wie a Engel:
die wann siech's wull bedenka
und mir zu Summersunntiche woas schenka!“

Verteilt wurden „Begel“, ein einfaches Kringelgebäck, vom Bäcker Mälzig in großen Mengen bezogen, oder Eier.

Gab es mal nichts, dann hörten sich Lob und gute Wünsche anders an:

„Hinnermist, Taubamist,
ei daam Hause kriggt ma nischt:
ies doas nich 'ne Schande
ei daam ganza Lande?“

Bei guten Bekannten durfte das eine Liedchen schon mal anders gesungen werden:

Rotgewand, Rotgewand,
die Köchin hoot siech a Po verbrannt
uff olle beede Backa:
jitz kann se nimme kacka!“

Gründonnerstag

Am Gründonnerstag wurde der Hahn „geprescht“, eigentlich eine Quälerei für das Tier, aber es sollte ja die beliebten „Ostereier“ legen. Nachdem der „Herr des Hühnervolkes“ ungefähr eine gute Viertelstunde im Hofe und im Garten von uns Kindern gejagt worden war, mußten wir in die Stube und durften nicht zum Fenster hinaussehen, „damit der Hahn nun in Ruhe seine Eier legen konnte“.

Nach einer halben Stunde war es soweit: Wir durften hinaus in Hof und Garten und fanden bald unter einem Holzstapel, bald in einem Kastenwagen oder hinter einem Grasbüschel die bunten Eier, die am Abend vorher, wenn wir schon im Bett waren, von unseren Angehörigen durch Kochen in Gras- oder Zwiebschalenwasser oder durch Bemalen zubereitet worden waren. Der Hahn stolzierte bereits wieder mit erhobenem Kamm unter seinem Hühnervolk.

Ab Gründonnerstagmittag verstummten die Künder von „Ave“ und Feierabend und Rufer zu Gebet und Gottesdienst. Die Glocken erklangen erst wieder am Karsamstag-Mittag. Die Zwischenzeit war die strenge Fastenzeit, in welcher in katholischen Familien (Protzan war überwiegend katholisch) kein Fleisch gegessen werden und jeder sich täglich einmal nur satt essen durfte.

Das Glockengeläut wurde an diesen Tagen dadurch ersetzt, daß die männliche Schuljugend mit „Klappern“ und „Schnarren“ zur üblichen Läutezeit mit „Kalopp, Kalopp, Schnorrer“ um das Dorf zog, vorneweg zwei Jungen mit einem großen Korbe mit Spreu darin, in die die Eier hineinkamen, die die „Klopperjunga“ bei den Bauern nach dem Gruß: „Globt si's Christ, mer kumma zum Griendonnschtiche!“ erhalten hatten. Hier und da bekamen sie auch Geld. Der „Ertrag“ wurde dann an alle, die „om Klopparn“ teilgenommen hatten, gleichmäßig verteilt.

Ostern

Am Ostersonnabend war frühmorgens die „Feuer- und Wasserweihe“, ein allgemeingültiger Ritus der Katholischen Kirche. Nachmittags um 6 Uhr wurde die „Auferstehung Christi“ in einem feierlichen Gottesdienst und dem Lied: „Triumph, der Tod ist überwunden!“ begangen.

Am Ostersonntag mußte man frühzeitig aufstehen, um in der aufgehenden Sonne das „Osterlamm“ zu sehen.

Lief ein Hase über das Feld, so war es natürlich der „Osterhase“. Aber ein Beschenken mit Süßigkeiten war damals noch nicht so üblich, wie heute.

Am Ostersonntag und –montag war die erste große Frühjahrsmodenschau auf dem Kirchplatz: Bei Beendigung des Hauptgottesdienstes drängten sich die Männer und Jünglinge zum Kirchengang, um auf dem Kirchplatz Aufstellung zu nehmen für den Vorbeizug der Frauen und jüngeren weiblichen Generation, die sich mitunter mit Stolz, mitunter naiv-verschämt mit ihrer neuen Bekleidung zeigten.

War das Wetter schon einigermaßen trocken und warm, so unternahm man am Nachmittag den ersten Ausflug zum Gumberg, scherzhafterweise „Monte Gum“ genannt. Die Höhle dort war einst ein Stollen zum Abbau des Chrysopras, unseres „schlesischen Edelsteines“, ein Halbedelstein von gelb-grüner Farbe. Von der Kuppe des Berges hatte einen herrlichen Blick über das Frankensteiner Land und die Sudeten. Der Bauer ging durch die Felder um sich vom Zustand der Saat und eventuellen Winterschäden zu überzeugen.

Wenn im Frühjahr die Weiden, die überall entlang der Baache wuchsen, anfangen Blätter zu treiben, gingen wir Jungen daran, aus Weidenruten Trillerpfeifen zu machen. „Zwischer zwee Knannarn“ (=Astansätze) wurde ein daumendickes Stück solange mit der Schale des Taschenmessers, das jeder „richtige“ Junge in der Hosentasche hatte, durch Beklopfen bearbeitet, bis die Rinde locker am Holz saß. Dabei mußte dieses Liedchen gesungen werden:

„Fiefla, Feifla, gieb mier Soft,
wenn der Pauer a Hofer rofft,

A rofft a nich alleene.
Der Hund, dar hoot vier Beene,
die Kotze hoot enn langa Schwanz:
Fiefla, Fiefla bleib mier ganz!“

Luftaustritt und Mundstück wurden ausgeschnitten und dann die Rinde vom Holz abgezogen. Nachdem man eine trockene Erbse in den Hohlraum gelegt hatte, wurden passende Holzstücke am Mundstück und am Ende eingesetzt, und fertig war „'s Trillerfiefla“.

Weißer Sonntag

Der „Weiße Sonntag“ (1.Sonntag nach Ostern) war der Tag, an welchem die Zehnjährigen zur Erstkommunion geführt wurden, zeitweilig waren es Siebenjährige.

Im feierlichen Zug und mit Glockengeläut wurden die Kinder vom Pfarrhof oder von der Schule abgeholt, um erstmalig zum Tisch des Herrn geführt zu werden. Da war die Kirche immer „knille-voll“, denn außer den Kindern waren ihre Eltern, Geschwister, Paten, Onkel und Tanten zugegen.

Bei Pfarrer Peukert war es Brauch, daß die Erstkommunikanten, nach beendigtem Hochamt zurück zum Pfarrhof geführt, dort zum Frühstück geladen waren. Die häusliche Feier gestaltete sich nach den jeweiligen finanziellen Mitteln der Eltern, dabei ist zu erwähnen, daß Kinder armer Eltern zur Feier oder Mitfeier ihres großen Tages oft Gäste im Hause derer waren, die ihrem Kinde ein Fest in größeren Ausmaß bereiten konnten.

Christi Himmelfahrt

Der Montag, der Dienstag und der Mittwoch vor „Christi Himmelfahrt“ waren die sogenannten „Bitt-Tage“. An diesen Tagen ging nach der Messe eine Prozession um einen Teil der Felder. Die Teilnehmer erbaten bei Gebet und kirchlichem Gesang den Segen des Himmels zum Gedeihen der Feldfrüchte. An den Ecken der Felder wurden außerdem die am Palmsonntag geweihten „Palmen“ (Weidenkätzchenzweige) und aus dünnen Holzleistchen gebastelte Kreuzchen in den Acker gesteckt.

An „Christi Himmelfahrt“ war „Heiratsmarkt“ in Gorkau am Zobten und in Kamenz. Nach einem dieser Orte fuhren also Heiratswillige beiderlei Geschlechts, solche, die erste Versuche machten, sich ihren Ehepartner zu suchen, und solche, die längst schon hätten „unter der Haube“ sein müssen. Mehr oder weniger war es jedoch ein Volksfest mit vielen Buden jeglicher Art, Luftschaukeln, Karussellen und anderen Belustigungen.

An den Pfingstfeiertagen fand in Frankenstein, unserer Kreisstadt, das Schützenfest statt. Alles, was Beine hatte zum Laufen, war dort zu finden. Mensentrauben vor manchen Schaubuden, starker Andrang an Schaukeln, Karussellen und anderen Fahrgeschäften, ein

Hin- und her auf dem manchmal recht staubigen Platze am Schützenhaus. Hier gab es Horoskope, von Geisterhand geschrieben oder von einem Papagei aus einem Kasten gezogen, Schießbuden mit „August, sollst mal runterkommen!“, Los-Buden, an denen man beim Kauf von zehn Losen mit einem Trostpreis zufrieden sein mußte, für Kraftprotze „Haut den Lukas!“ und für das leibliche Wohl (manchmal auch Unwohl) Getränke, Würstchen und Speiseeis.

Alle Unternehmer versuchten; mitunter recht lautstark, auch dem kleinsten Knirps den letzten „Sechser“ (Fünfpfennigstück) aus der Tasche zu locken. War dies geschehen, dann ging es heimwärts, wer Glück gehabt hatte, mit einem Teddybär oder einem großen Ball, die meisten jedoch mit leeren Händen und leeren Taschen.

Nun waren Gräben, Plätze und Wege trocken und die Kinder konnten ihre Spiele draußen in der warmen Sonne spielen.

Die Jungen hatten ihren Zeitvertreib mit Versteckspielen, mit „Räuber und Schandarm“ (Gendarm), die Mädchen machten, soweit sie nicht schon ihrer Mutter im Haushalt helfen mußten, Ballspiele oder schlugen die Kreisel, malten wurmartige Gebilde mit einem Stein auf die Erde („Himmel und Hölle“) oder spielten „Gruhla-Mutter“:

Die „Gruhla-Mutter“ hockte im Graben, die Mitspielerinnen sprangen von Grabenrand zu Grabenrand an ihr vorbei und sangen:

„Gruhla-Mutter, Schemmelbeen,
kimmt die ganze Nacht nich heem.
Monne frieh im sechse
kimmt die aale Hexe!“

Wen die „Gruhla Mutter“ dabei zu fassen bekam, war nun die „aale Hexe“.

Wer waren eigentlich die „Gruhla-Hexen“? Sie sollen im „Langen Grunde“, also im Wiesen- und Buschgelände entlang des „Protzener Wassers“ beginnend an der Kleinbahnbrücke in Protzan und endend dort, wo der Stadtsteig den Bach überquerte, als „Grauhexen“ ihr Unwesen getrieben haben.

Es gab eine Menge von Liedchen, die demjenigen nachgesungen wurden, der bei der entsprechen Gelegenheit oder Verlegenheit ertappt wurde: Hatte sich einer an einen Pferdewagen angehängt, so rief man:

„Hängt a Mannla hinda oan,
haut ar mit der Peitsche droan,
haut ar nich dernaba,
bleit die Peitsche klaba!“

Der Kutscher knallte nun mit seiner Peitsche nach hinten, um so den „blinden Passagier“ zu vertreiben.

Wurde jemand beim „Äppel-Klaun“ in Nachbars Garten gesehen, wurde er schnell so verjagt:

„Hella, Hella Moadä,
's gieht jemand zu Schoada,
ei woas denn, ei woas denn?
Ei Forrers (je nach dem Besitzer) Äppel!“

Doch derjenige, der es mal „ganz eilig“ hatte und deshalb schnell hinter einem Strauch seine „Hose umdrehen“ mußte, ließ sich kaum stören, wenn auf ihn folgendermaßen hingedeutet wurde:

„Sitzt a Mannla kacka,
die Kroha wann a hackal!
Wenn sa wann gehackt hoan,
watt ar wull gekackt hoan!“

Lichtla-Schwemma

Der 16. Mai ist der Gedenktag an den Hl. Johannes von Nepomuk, der wegen seiner unerschütterlichen Gottgläubigkeit von seinen Gegnern in Prag von einer Brücke in die Moldau gestürzt und ertränkt worden war.

Ihm zu Ehren und Gedenken veranstaltete man in Protzan das „Lichtla-Schwemma“ auf den Teichen des Dorfes:

Auf einem Brettchen wurden fünf Lichte befestigt und angezündet. Das Brettchen wurde so auf das Wasser gesetzt. Es war ein schöner Anblick, wenn in der aufkommenden Dunkelheit die Lichte auf dem Wasser schaukelten und dabei ihr Spiegelbild bald kürzer, bald länger erscheinen ließen.

Fronleichnam

Das größte Ereignis im religiösen Geschehen in Protzan war unzweifelhaft das „Fronleichnamfest“. Auf dem Terrain des Kirchplatzes waren vier Altäre aufgebaut, von der Schwesternstation der Borromäerinnen und freiwilligen Helfern reichlich mit Blumen geschmückt. Nach dem Levitenamt zog man mit feierlichem Gesang, mit Blasmusik und Glockengeläut, flankiert von den Trägern aller Kirchenfahnen hinaus aus der Kirche, an der Spitze ein Ministrant, das Kreuz tragend, dann die Schulkinder – die Mädchen in weißen Kleidern, dann die „Marianische Kongregation“, ebenfalls in weiß. Dem „Militärverein“ und dem „Katholischen Arbeiterverein“ folgte dann der Kirchenchor in voller gesanglicher und instrumentaler Besetzung. Den Mittelpunkt der Prozession bildete hinter einer Schar von Ministranten der Baldachin, von vier Männern des Kirchenvorstandes getragen. Unter ihm gingen der Priester und zwei Leviten mit dem

„Allerheiligsten“, der Osterkerze und der Figur des „Auferstandenen“. Den Schluß machten die Mädchen, sowie Jünglinge und Männer des Dorfes, soweit sie von Haus und Hof abkömmlich waren. Nach Beendigung der Gebete und Zeremonien an allen vier Altären ging es wieder in die Kirche zurück und dort erscholl dann, nachdem der Priester das „Te DEUM, laudamus!“ angestimmt hatte, dieses „Hohe Lied“ des in Protzan geborenen Dichters Ignaz Franz: „Großer Gott, wir loben Dich!“ – Mit dem Schlußsegen und dem „Ite, missa est!“ war dieser höchstfeierliche Gottesdienst beendet. Welche große Bedeutung und Beachtung die Feier des Fronleichnamfestes fand, zeigten die hohe Beteiligung an der Prozession und die interessierte Teilnahme auch andersgläubiger „Zaungäste“.

Johannesfeuer

Am 23. Juni, am Vorabend des Gedenktages an den Hl. Johannes, den Täufer, sah man ringsherum im Kreisgebiete die „Johannesfeuer“, brennen. In Protzan wurde es meistens neben dem „Förster-Kreuz“ (hinter der Schnittlinie „Kaubitzer Weg“ und Kleinbahnstrecke) angezündet.

Schon mehrere Wochen vorher wurden von der männlichen Dorfjugend viele Fuhren Gestrüpp und Astwerk aus dem Frühjahrsverschnitt von Hecken, Sträuchern und Bäumen zusammengeholt und dort aufgestapelt. „Ee oder zwee Struhgebindla“ mußten nach viel Regen nachhelfen, das Feuer zu entfachen.

Bei Einbruch der Dunkelheit wanderten sodann Jung und Alt zum „Förster-Kreuz“, um beim Abbrennen des Holzes zugegen zu sein. Die Jugend hatte ihren großen Spaß daran, recht rege um das Feuer herumzuspringen, dabei alte brennende Stallbesen zu schwingen, für den nötigen Nachschub an allem Brennbares zu sorgen und, wenn der Stapel niedergebrannt war, über den noch lodernden Rest zu springen. Daß die Bekleidung dann arg nach Qualm roch, war eine lang anhaltende Nebenerscheinung.

Manchen hatte nicht nur das „Johannesfeuer“ zu diesem abendlichen Spaziergang bewogen, zu dieser Jahreszeit leuchteten auf den Kirschbäumen bereits die ersten reifen Kirschen; natürlich mußten sie gekostet werden.

Die „Kaschaallee“, der mit Kirschbäumen überwiegend zu beiden Seiten bepflanzte „Kaubitzer Weg“ bot dazu eine einzigartig-günstige Gelegenheit. Man durfte sich nur nicht erwischen lassen. Guhlich Josef, Eigentümer eines Teiles dieser Allee, paßte besonders gern und oft auf „Diebe“ auf. Wenn er den Weglaufenden nicht sogleich packen konnte, dann zog er seine „Lotscha“ aus und verfolgte ihn barfuß oder er warf die Latschen nach dein Gejagten. Einen großen Teil der Kirschenallee hatte immer „Rinka-Kolle“ gepachtet. Der „Kascha-Rinke“ stellte dann seine Bude in diesem Bereich auf. Darin wurde die Tagesernte bis zur Abfuhr in „Schwingen“ (aus Weidenruten

geflochtene, rechteckige Körbe) gelagert. Dort konnte man auch Kirschen schwingenweise (25 Pfund a 20 oder 25 Pfg.) kaufen.

Patronatsfest

Der 29. Juni, das Fest zu Ehren der Apostel Petrus und Paulus, war das Patronatsfest bzw. Kirchweihfest in Protzan. Man bezeichnete diesen Tag auch die „Kleine Kirmes“, sie war für die Gemeinde ein zusätzlicher Feiertag. Und weil das Getreide noch nicht zum Ernten reif war, die Feldarbeit also noch nicht drängte, nahm man die Gelegenheit wahr, um Gäste einzuladen und diesen Tag als vorgezogenen Ausgleich für die bevorstehende schwere Erntearbeit bei „gut essen und gut trinken“ in geselliger Runde zu feiern.

Nach einem Rundgang durch Hof und Stallungen – beim Betreten wünschte man dem Besitzer immer „Viel Glück!“ – machte man auch einen Spaziergang zum Gasthaus oder mit Kindern zum „Riedel-Ploane“, wo Haubert, ein altbekannter Aufsteller einer Schaukel und eines Karussells, bereits seinen Leierkasten drehte. Damals mußten die Karussells ja noch mit Menschenkraft in Bewegung gesetzt werden. Wenn dann die „Biehma“ rar wurden, boten wir Jungen uns zu dieser „Dreharbeit“ auf dem Podest im oberen Teil des Karussells an. Nach drei Fahrten Drehen gab es eine Freifahrt „imsuste“.

Am Gasthaus stand Paul Alber mit seiner Würfelbude. Würfel und Brett trugen nicht die Zahlen 1 - 6, sondern Bilder wie Bauer, Jäger, Rose, Schimmel und Mädchenköpfe, bezeichnet mit Grete und Liese.

Dann ging es los:

„Wer will noch mal, wer hat noch nicht?
Dreimal wird gewürfelt, dreimal wird gewonnen!
Der Schimmel ist noch zu besetzen, die Greta ist noch frei!
Wer nicht wagt, der nicht gewinnt!“

Im Nu waren alle Felder des Würfelbrettes mit je einem „Biehma“ belegt und Paul schüttelte den Becher: „Der erste Gewinn, der Jäger: 1 Waffel oder 1 Gummischlange! Der zweite Gewinn, die Rose: 1 Tafel Schokolade!“ Nun schüttelte Paul noch einmal kräftig den Becher:

„Und der Hauptgewinn: der Schimmel, ja der Schimmel hat wieder das Rennen gemacht: ein Pfefferkuchenherz!“

Und was für schöne Sprüche trugen die Herzen:

Hab mich lieb!
Magst Du mich?
Dein lieber Freund.
Du bist die Beste!
Auf ewig Dein!

Ja, wie oft oder wie wenig mögen diese Aussagen und Wünsche später ihre Wahrheit behalten und ihre Erfüllung bekommen haben?!

Getreideernte

Ungefähr im ersten Drittel des Monats Juli begann in unserer Heimat die Getreideernte, sie dauerte bei günstiger Witterung ungefähr drei Wochen und schloß mit dem Einbringen des Hafers ab. Es war die hohe Zeit des Bauern und seiner Helfer, voller Mühen und harter Arbeit vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein, begleitet von der Sorge um einen guten Verlauf und Ertrag, doch gekrönt mit dankbarer Freud, wenn alles gut und glücklich beendet war. Damals gab es ja noch keine Mähdrescher, die in einem Arbeitsgang (wie es jetzt der Fall ist) das Getreide mähten, es druschen und das Stroh in schön geformten Ballen hinter sich abwarfen. Damals mußte das Getreide mit der Sense gemäht oder zumindest das Feld angemäht (ongehaun) werden, hinter jedem Schnitter band eine Frau das in Schwaden („Gleegal“) daliegende Getreide – das besorgte der an den Getreidesensen angebrachte „Korb“ – sogleich unter Zuhilfenahme eines Knebeln mit Strohseilen ein.

Mähmaschine, die weiterentwickelte „Flügelmaschine“ und der „Binder“ brachten die ersten Erleichterungen für den Schnitt und das Einbinden des Getreides. Handarbeit blieb aber immer noch das Zusammentragen und Aufstellen der Garben zu „Puppen“, das Einfahren in die Scheunen und schließlich die Tätigkeiten, die für die Bedienung der Dreschmaschine und für das Abtragen des Kornes, des Strohes und der Abfälle erforderlich waren. Das war schon eine Menge Arbeit, die trotz der Neuerungen noch von Hand getan werden mußte und die um so schwerer durch wechselhafte Witterung und anhaltenden Regen wurde.

Auf der letzten Fuhre Hafer stand die „Hofer-Aale“, das war eine mit alten Frauenkleidern, einem alten Hut und mit einer Larve bekleidete dicke Hafergarbe. Um sie herum saßen die Feldarbeiter, sangen frohe Lieder und nahmen ab und zu einen kräftigen Schluck aus der Kornflasche. Jauchzend zogen sie in den Hof ein. Ehe dann bei Bier und Korn gefeiert wurde – dieses Fest nannte man „s Hoaferschwänzla“ –, gab es erst ein kräftigen Essen. Und hatte einer diese Feier recht ausgedehnt, so daß er am späten Abend zu Hause von seiner besseren Hälfte nicht gerade nett begrüßt wurde; „Na, ihr hott oaber lange Hoaferschwänzla gefeiert!“, dann erhielt sie zur Antwort: „Nu ja-ja, nu nee-nee, mir hotta doch no ang Korn eizufoahrn!“

Erntefest

mit

Tanzvergnügen

im Gauthaus Mann

Es laden ein:

Der Wirt

Der Festausschuß

Küche und Keller bieten das Beste

Das war die Einladung zur „Erntekirmes“, die hauptsächlich vom Dienstpersonal vorbereitet und durchgeführt wurde. Ein Umzug am frühen Nachmittag leitete das Fest ein.

Kapelle Klesse vorneweg, dahinter „Weeßbraut und Weeßbräutigam“, dann eine große Schar der Erntearbeiter und -arbeiterinnen und zwischen ihnen der „Poiatz“ so bewegte sich der Zug durch das Dorf. Bei manchem Dienstherrn wurde angehalten, ihm wurde ein kurzes Ständchen gespielt, daß er damit würdigte, daß er „einen ausgab“, also dem lustigen Völkchen einen einschenkte. Der „Poiatz“ (das Wort ist eine mundartl. Umbildung des italienischen Wortes „Bajazzo“ -Clown, Hanswurst) sorgte für recht viel Spaß, wurde viel mit „Poiatz, Softnaatz“ geneckt und teilte dafür genügend Schläge mit seiner aus Karton gefertigten „Platsche“ aus. Die Stimmung war großartig, der Weg um's Dorf war beendet, so zog man also ins Gasthaus ein, wo bald der Erntetanz beginnen konnte.

Unabhängig von diesen Festen wurde am 1. Sonntag im Oktober das „Erntedankfest“ gefeiert. Es war eine kirchliche Feier. Zum Hauptgottesdienst wurde die Erntekrone in die Kirche eingebracht und dort vor dem Altar aufgestellt. Die Erntekrone war ein aus allen Getreidearten gefertigtes Geflecht, an welchem zur Verzierung auch Maiskolben und Hackfrüchte angebunden waren.

Kartoffel- und Rübenernte brachten für uns Kinder vielerlei Abwechslung:

War das Kartoffelfeld abgeerntet, dann wurde das Kraut („Kartuffelkrottich“) zusammengetragen und, wenn es einigermaßen trocken war, angezündet. War der Stapel heruntergebrannt, dann warfen wir in die heiße Asche Kartoffeln zum Rösten. Oh, das war ein Genuß, wenn nach einigen Minuten wir die nun mit einer schwarzen Kruste umgebenen Kartoffeln mit einem Stab aus der Glut herausholen und sie an Ort und Stelle verzehren konnten. Das Schwarze wurde vorher mit dem Taschenmesser abgekratzt. Das geschah natürlich nicht immer hundert prozentig, die nachher schwarzen Gesichter bewiesen es. Eine zweite Nebenerscheinung war die, daß unsere Kleidung noch tagelang nach Rauch stank, war es doch eine große Belustigung für uns, über das Feuer zu springen.

In der Rübenernte suchten wir uns eine große und dicke Futterrübe, höhlten sie aus, schnitten auf einer Seite vier Löcher in Form von Dreiecken als Augen, Nase und Mund aus, stellten ein brennendes Licht hinein und gingen mit dieser gruselig wirkenden Maske hinaus auf die Straße, um, wie wir meinten, anderen Angst einzujagen.

Mit der Hackfruchternte – damals gab es noch keine Vollerntemaschinen – war die schwere Arbeit des Bauern noch nicht beendet: noch mußten die Äcker umgepflügt und z.T. neu eingesät werden. Der Dünger, in mühevoller Vorarbeit auf den Acker gebracht, wurde dort mit der „ Mistgabel“ verstreut, und das war gar nicht so einfach, weil das Stroh in seiner ganzen Länge, ungehäckselt als Streu („Strähe“) in die Stallungen kam und der so gewonnene Stallmist deshalb lang-strähnig und schwer zerteilbar war.

Große Kirmes

„Die Gruße Rarms“ („Große Kirmes“) in Protzan war eine der letzten im Kreisgebiet. Sie wurde in der Woche vor dem Totensonntag, dem letzten Sonntag im Kirchenjahr; in jener Woche also, in welche der „Buß- und Betttag“ fällt, gefeiert. Und groß war sie wirklich:

- a) in ihrer Dauer. Sie begann am Sonntag und endete am Donnerstag, besser gesagt in der Nacht zum Freitag;
- b) in ihrer Gestaltung. Neben häuslichen Feiern hatte man Gelegenheit, das Tanzbein zu schwingen (sonntags und donnerstags) und an einer Konzertveranstaltung teilzunehmen.

In der Vorwoche, oder wenn ein Hausschlächter dann noch zur Verfügung stand, in der Kirmeswoche wurde schweingeschlachtet, denn auch die Gäste schätzten den Genuß der Speisen aus frischem Fleisch.

„Karms und kenn Kucha: es ies zum Flucha!“ Ja, was wäre so ein Fest ohne „schlälischa Sträselkucha“ gewesen? Der schmeckte besser, als manches Stück Torte mit viel Machwerk innen und außen. Und die „Sißtababe“ gehörte auch auf den Kaffeetisch, das war ein Topf- oder Rührkuchen mit viel Eigelb darin.

„Kirmes ist nicht alle Tage,
Schule-gehen ist eine Plage,
drum bitten wir den Herrn Lehrer schön,
daß er uns läßt nach Hause geh' n!“

Von der Laune des Hauptlehrers hing es ab, ob er die so geplagten Schulkinder bald nach Hause schickte, wenn er dieses Sprüchlein an der Tafel las. Nicht immer hatten die Kinder dieses Glück.

Der Donnerstag dieser Woche war die „Nachkirmes“ („Noochkarms“), und das große Erlebnis dieses Tages bzw. Abends war das Konzert, das von der „Kapelle Naupold“ aus Frankenstein in einer Besetzung von 30 bis 40 Mann im Saale unseres Gasthauses dargeboten wurde. Zu dieser musikalischen Darbietung, die ungefähr 2 1/2 Stunden dauerte, war der Saal immer voll besetzt. Die Bediensteten des Wirtes hatten nachher große Mühe, Tische und Stühle auf- bzw. umzustellen, um Platz zum Tanzen zu schaffen. Wenn es dann beim Tanz wie im Nudeltopfe wimmelte und mancher flotte Tänzer seine Partnerin nicht recht über die Fläche führen konnte, mal nach rechts, mal nach links

ausschwenkend, dann war man mit Richard Ruppelt einer Meinung, der sagte: „Ma kann nich amool enn oanständige Walzer tanza!“

In den „Rorate-Messen“ im Advent stand bei vielen Kirchenbesuchern auf dem Auflagebrett neben dem Gebetbuch ein „Wachsstock“. „Wachsstöcke“ waren aus Bienenwachs hergestellte, spiralenförmig gedrehte Lichte. Ihr matter Schein und der Duft des verbrennenden Wachses verliehen der Feier der „Rorate-Messe“ einen anheimelnden Charakter.

Nikolaustag

Dem Abend des Nikolaustages (6.Dezember) sahen die Kinder mit Schrecken entgegen: Da fielen ihnen alle begangenen Unartigkeiten ein. Zur Bekräftigung, Strafe dafür verdient zu haben, hatten die Erwachsenen noch gemahnt: „Na, wott och: der Nikolaus kimmt ja baale!“ (Über den erzieherischen Wert dieses „Angstmachens“ läßt sich allerdings streiten). Nun kam er also, der „Nikolaus“, man hörte ihn schon radaumachend zur Haustür hereinkommen. In seiner Darstellung glich er gar nicht dem Heiligen Nikolaus (in ordentlicher Kleidung, mit Bischofsmütze und -stab), ehe sollte es sein Begleiter „Knecht Rupprecht“ sein: auf seinem Kopf trug er eine Zipfelmütze, das Gesicht war mit einer gruseligen Maske verdeckt, ein alter Mantel war wie die Stiefeln mit Strohseilen umbunden, über dem Rücken einen großen Sack, in der anderen Hand hielt er einige zusammengebundene Ruten.

Der Nikolaus kannte die Sünder, auf einer Liste hatte er sogar ihre „Vergehen“ aufgeschrieben. Da half kein sich-herausreden-wollen. War das „Sündenregister“ zu lang, dann gab's Schläge mit der Rute und die Drohung, in den Sack gesteckt und mitgenommen zu werden. Dieses unheilvolle Schicksal wendete sich zum Guten, sobald das Kind versprach: „Ich will jetzt immer artig sein!“ Dann verteilte er aus einer Tüte Süßigkeiten und eilte zum Nachbarn, er hatte an diesem Abend ja noch viel zu tun.

Dreschen

Bei „Stellnern“, die keine Dreschmaschine hatten, und bei Bauern, die keinen Langstrohdrescher besaßen, wurde das Getreide, im letzteren Falle nur der Roggen mit Flegeln ausgedroschen. Das war eine harte und mühevollende Anforderung an die körperlichen Kräfte. Langstroh brauchte man noch zu mancherlei Verwendungen, so z.B. zum Füllen der Strohsäcke, sofern man noch keine Matratzen in seiner „Hei-a“ hatte, oder zur Herstellung von Strohseilen, die wiederum zum Einbinden des Getreides dienten. Auf der Tenne wurden die vom Seile oder Umband befreiten Garben in einer Richtung und Gegenrichtung ausgebreitet, und die Aufgabe bestand darin, mit den Schlägen des Flegels die Körner aus ihrer Umhüllung in der Ähre zu lösen.

Je nachdem wie Leute zur Verfügung standen, wurde zu zweit, zu dritt, zu viert, zu fünft oder sogar mit sechs oder sieben Mann gedroschen. Da durfte aber keiner nach Belieben

draufloshauen, das hätte ein wüstes Durcheinander gegeben. Da gehörte ein gewisses Taktmaß dazu, wobei Jeder wissen mußte, wann er seinen Flegel schwingen mußte, um einen Anderen nicht ins Gehege zu geraten. Um dieses Taktmaß einzuhalten, hatte man sich der Anzahl der Dreschenden entsprechende Sprüchlein ausgedacht:

zu zweit: „Kummt, halft!“

zu dritt: „Kocht Fleesch zu!“

zu viert: „Kucha backat“

zu fünft: „Der Fünfte ies nischt nitze!“

zu sechst: „Der Uchse huckt der Kuhe uuf!“

und mit sieben Mann: „Der Teifel sitzt uff der Tennawand!“

Diese Sprüchlein sprach man solange vor sich hin, bis ein Jeder seinen „Einsatz“ kannte. War eine Lage genügend bearbeitet, so räumte man das Stroh zur Seite, fegte die Körner zusammen und legte die nächste Schicht Getreide aus. So leerte sich nach und nach der „Bonsem“, ein anderer füllte sich mit dem ausgedroschenen Stroh, und die Körner wurden, ehe sie auf dem Getreideboden gelagert wurden, erst mit der „Pleuder“ (Getreidereiniger) von dem, was ihnen anhaftete (Staub, Grannenreste u.ä.) befreit.

Josef Freudenreich, Franz Just, Max und Hermann Spittler, das war als Beispiel ein Quartett, das sich abwechselnd bei allen vier zusammenfand, um einen zünftigen Skat zu „dreschen“, eins der Spiele, das sich oft bis in die Nacht ausdehnte.

„Mauscheln“, „Schafskopf mit Aale (Kreuzdame), Baste (Pikdame), Rutkupp und Schellnkupp (rote und Karo-Dame), „Sechsendsechzig“ „Banke“ und „Sibbza-und-viere“ waren beliebte Kartenspiele in der Heimat. Wir spielten allerdings mit „Deutscher Karte“, da hießen die „Damen“ „Ober“ und die „Bauern“ bzw. „Buben“ „Unter“. Und in der Kneipe wurde „geknobelt“, also gewürfelt. Das Spiel „Chikago“ war wohl das bekannteste, wo die „1“ einhundert und die „6“ sechzig Punkte galt.

Hatte einer so viel Glück, daß er keine Lage verloren hatte, dann wurde einer „ausgeguckt“. Alle Mann hielten ihre Köpfe nach unten, einer zählte bis „drei“, dann alle Mann die Köpfe hoch, und jeder mußte einen aus der Runde angucken. Wer an meisten angeguckt wurde, mußte die nächste Lage geben, und das Opfer dafür war selbstverständlich derjenige, der bisher immer gewonnen hatte.

Weihnachten

Weihnachten war herangekommen. Der „Heilige Abend“ war früher Abstinenztag, es kamen also kein Fleisch und keine Wurstwaren auf den Tisch. Dafür gab es abends vor der Einbescherung Karpfen (aus'm Krischa-Teiche). Wurde im „Krischa-Teiche“ nicht gefischt, – das geschah durch, Ablassen des Wassers und Einfangen der Fische mittels Korb am Wehr – dann holte man sich diesen Leckerbissen bei Tschötschel am Prinzenneck in Frankenstein.

Die Sitte der Abstinenz lockerte sich später teilweise und anstatt Fisch gab es dann das beliebte Gericht „Weißwoscht mit Sauerkraut und Popeltunke“. Ja, das war etwas! Weißwurst aus Kalbfleisch hergestellt und Sauerkraut brauchen wohl nicht näher beschrieben zu werden. Was aber war die „Popeltunke“? Sie bestand in der Hauptsache aus Pfefferkuchen, den man stegweise zu kaufen bekam, Rosinen (das waren die „Popel“) und gehackten süßen Mandeln. Der Kochmasse fügte man zur Geschmacksverbesserung ein wenig Bier oder Wein zu. Sauerkraut, mit Griefen zubereitet, war ein gewisses Gegengewicht zu der süßen Tunke, und der alkoholische Zusatz gab dem Ganzen einen abgerundeten, großartigen Geschmack.

War die Arbeit der Frauen in der Küche beendet, dann nahte der große Augenblick, wo wir Kinder auf das Ertönen einer Klingel im Hausflur warteten, das Zeichen, daß das „Christkind“ in der „guten Stube“, die vorher nur die Mutter hatte betreten dürfen, die Gaben ausgebreitet und die Lichter des Christbaumes angezündet hatte. Sein Liebeswerk hatte es hier vollendet, es war wieder hinaus, denn es sollte ja noch zu so vielen Kindern, um auch sie zu beschenken.

Erwartungsvoll und freudestrahlend liefen wir hinein in das Zimmer und stürzten uns naturgemäß zuerst auf das Spielzeug. Unbeschreiblich war die Freude, wenn die Geschenke so ausgefallen waren, wie wir sie im „Brief an das Christkind“ aufgeschrieben hatten, gab es aber andererseits mal eine kleine Enttäuschung, so halfen uns tröstende Worte unserer Angehörigen sobald darüber hinweg.

An diesem Weihnachtsabend blieben alle zum Haushalt gehörigen solange beieinander, bis es Zeit zum Abmarsch zur Kirche zur „Christnacht“, zur mitternächtlichen Messe in der „Heiligen Nacht“ war.

Zu einem gemeinschaftlichen Essen wurden vorher die „Mohkließla“ aufgetischt. Die „Mohkließla“ hatten nichts mit Klößen in der üblichen Art zu tun. In einer „Punzelschissel“, das war eine flache Schüssel aus Bunzlauer Ton, waren bereits mehrere Stunden vorher abwechselnd geschichtet:

1 Lage in Scheiben geschnittenes Weißbrot oder Semmel und

1 Lage gemahlener Mohn, durchmischt mit Rosinen, Zitronat oder Orangeade.

Das Ganze wurde mit heißer Milch überbrüht und durchtränkt und danach kaltgestellt. Im kalten Zustand wurden die „Mohkließla“ dann verzehrt, jeder nahm sich auf seinen Teller so, wie es ihm beliebte.

Damit sich keiner seinen Magen erkältete, gab es dazu heißen Grog von Rum oder Arrak, von den Frauen wurde ein heißer Punsch bevorzugt. Pfefferkuchen und Buttergebäck waren die übliche Zubeiße.

Hatte es frisch geschneit, so war es für die Jugend eine Lust, durch den Schnee zu waten, den Älteren bereitete dieser Marsch zur Kirche natürlich Schwierigkeiten. Hier und da sah man in den Häusern einen Christbaum mit noch brennenden Lichtern.

Die Kirche war voll bis zum letzten Platz, 's kunnede kee Ooppel mehr zur Arde. Die Darbietung einer gesanglich und instrumental wunderschönen Messe – es war die sog.

„Bählammla-Masse“ –, der gemeinsame Gesang des Liedes „Stille Nacht, heilige Nacht“, das Erklingen des „Transeamus“ (Karl Zwiener als Bassist) mit der instrumentalen Begleitung der Klarinetten und Hörner, zum Schluß das „Großer Gott, wir loben Dich“, das alles waren Gründe, die Mitternachtsmesse zu besuchen, trotz mancher Unbill des Wetters und des Weges.

Die scherzhafte Bezeichnung „Bählammla-Masse“ ergab sich aus ihrem leicht beschwingten Rhythmus und dem sich immer wieder wiederholenden Einsatz der Klarinetten in hohen Tönen. Dabei sah man im Geiste, wie die Hirten flötespielend in jener Nacht wohl mit ihren Schafen und „bäh“-blökenden Lämmern zur Krippe gezogen sein mögen, um das neugeborene Kind anzubeten.

Am „Heiligen Abend“ füllte man in zwölf Nußschalen etwas Kochsalz und setzte diese auf der Fensterbank in einer Reihe hin. Sie bedeuteten die 12 Monate des kommenden Jahres. Wo das Salz trocken blieb, das sollten trockene Monate werden, dort, wo es aber naß geworden war, das wurden verregnete Monate.

Ein schöner Brauch, mit dessen Verwirklichung; man sein Vieh in den ,Ställen bedachte, war dieser: am Nachmittag des „Heiligen Abends“ begaben sich Hausherr und Hausfrau in die Ställe mit einem Laib Brot, der auch dort – wie es stets bei Tisch üblich war – vor dem Anschneiden mit drei Kreuzzeichen bezeichnet wurde. Dann schnitt der Vater eine Schnitte nach der anderen ab, die Mutter nahm sie, ging zu jedem Tier hin und gab sie ihm mit den Worten: „Hier hust du a heiliga Christ!“

Gewiß, das Tier kannte nichts vom Sinn dieser zusätzlichen Fütterung, es hätte ohne sie genauso weitergelebt, aber mit dieser Geste wollte man gleichzeitig dem HERRN für allen Nutzen danken, den man während des vergangenen Jahres aus der Tierhaltung gezogen hatte.

Silvester

An Silvester ein Tanzvergnügen zu veranstalten, war immer ein Risiko, denn die Mehrzahl der Bürger feierte den Abschied des alten Jahres und den Beginn des neuen lieber zu hause oder im Kreise von Verwandten und Freunden. Die Wohnstube war mit Girlanden und Papierschlängen dekoriert, und der Gast nahm sogleich beim Betreten des Zimmers den Duft frischgebackener Krapfen wahr, „mir soata doderzune Pfannkucha“. Recht lustig ging es immer an den Silvesterabenden zu. Damals gab es noch kein Fernsehen, wo aller Augen und Ohren auf den Flimmerkasten gerichtet gewesen wären. Für Tanzlustige spielte höchstens mal das Radio oder das alte Grammophon mit dem großen Trichter. Der Verlauf der Feier war also ungestört, den Redefluß des Einzelnen schürten die alkoholischen Getränke.

Kurz bevor die Zeiger der Uhr die 12 bedeckten, ließ man den Korken einer Flasche Sekt knallen, füllte die Gläser und wartete voller Spannung auf den Glockenschlag. Nun war es endlich soweit: mit „Prosit Neujahr“ ,ging es los mit Händeschütteln, mit dem Anstoßen der Gläser, wobei jeder jedem alles Gute und Schöne für die Zukunft wünschte. Jubel, Trubel und Heiterkeit hatten ihren Höhepunkt erreicht. Vom Kirchturm her hörte man den Klang aller Glocken, sie läuteten in voller Stärke das neue Jahr ein.

'S Kließla-Lied

(Ernst Schwenke)

Kließla, Kließla, Leibgerichte,
Kließla meine liebste Kust!
Weeßne Kließla, weiß und lichte,
war kennt noch woas Bess'res sust?
Jedes macht enn langa Rissel,
jeder Mensch im Glicke schwimmt,
wenn die gruße Kließlaschissel
uff a Tiesch geroatbert kimmt.

Fimfundzwanig sein err drinne,
horcht ock, wie die Kinder plärn:
„Mutter, sein die Kließla hinne?“
Wenn's ock fimfunddreißig wärn,
fimfundverzig wärn om besta,
denn der Hunger, dar ies gruß.
Und bei sichta Kließlafesta
do ies reen der Geier luus.

Nooch dan kugelrunda Dingarn
angelt jeder, wie ar wiel,
mit der Goabel, mit a Fingarn,
moncher nimmt a Leffelstiel.
Mit dam breeta Kließlahengste
wann se baale kleengemacht.
Siste doas, herrjeh, do denkste,
dorte werd a Schwein geschlacht.

Ja, „Kließla“ gehörten zu vielen Gerichten bei uns in Protzan

- zu jedem Brota, ebb vum Schweine, vum Kolbe oder vum Uchsa oder vum Karnickel
- zum „Schlesischa Himmelreiche“, doas woar Reecherfleesch (ei der eegna Reecherkommer gereechert), Backobst und Kließla,
- zu Banna-Kließlan, doas worrn gedämpfte Bannascheiba und ei dar mit Mahl verdickta Tunke die Kließla drinne und worrn vu zu Mittiche no a poar iebrig, do wurde se obends wie Kartuffein gebrota.

Und wie heeßt es doch ei emm andarn Gedichte: „Ohne Kucha, ohne Baba kann der Mensch ganz gutt bestiehn, sool ar ohne Kließla laba, do muß ar zugrunde giehn!“

Wenn an den langen Winterabenden ein Wetter war, daß man nicht gern einen Hund hinausjagte, verbrachte man die Stunden im Kreise der Familie, möglichst in der Nähe des warmen Kachelofens. Die Kinder waren an und mit ihrem neuen Spielzeug beschäftigt, die heranwachsende weibliche Jugend, die Mutter und andere: anwesende Frauen machten Handarbeiten oder begannen bereits „mit'm Fadarnschleiße“ einer Tätigkeit, die sich meistens bis zu den Faschingstagen hinzog. Beim „Fadarnschleiße“ halfen auch Vater und Sohn, sofern nicht inzwischen der Nachbar hinzugekommen und somit ein Trio für einen Skat oder zum „Schofkupp-Spielen“ beieinander war.

Gern wurden in solcher Runde Heimat-, Volks- und Wanderlieder gesungen. Dabei eilten die Gedanken voraus in die Sommerabende, wo man beim Spaziergang durch das Dorf diese vertrauten Klänge, begleitet von einem Ziehharmonikaspieler, hier und da von kleinen oder größeren Gruppen wird wieder hören können. Und spielen sich diese spontanen Singabende in der Nähe eines Teiches ab, wie z.B. unter dem Kastanienbaum bei der „Mutter Welzeln naber'm Bäcker“, so gibt es dort in den Pausen ein Zwischenkonzert, das der Frösche im Oppitz-Teich. Scherzhafterweise meinte man, wir hätten in unseren Teichen Frösche verschiedener Konfession gehabt:

- evangelische, die schnell hintereinander und mit höherer Stimme unkten: „Lutter, Lutter, Lutter“ (in Nachahmung des Namens „Martin Luther“)

und

- katholische, die mit tiefer Stimme dazwischen riefen: „Papst, Papst, Papst!“ wobei keiner sich des Lebensraumes des anderen bemächtigte.

Und wenn hier ein Vergleich mit den Konfessionsverhältnissen in Protzan erlaubt ist, wo unter ungefähr 700 Katholiken ca. 30 - 40 Personen evangelischer Konfession lebten, so kann und muß gesagt werden, daß hier eine bewundernswerte Toleranz gegenüber der Minderheit herrschte.

Zu diesem guten konfessionellen Verhältnis mag sicherlich die Verhaltensweise der protestantischen Familie des Bäckermeisters Mälzig beigetragen haben: Wilhelm Mälzig spannte jeden Sonntag sein Pferd vor den Kutschwagen und fuhr mit seiner Frau nach

Dittmannsdorf zum Besuch des evangelischen Gottesdienstes. So etwas führte zu gegenseitiger Achtung und Anerkennung.

Willst du geachtet werden, so achte den anderen!

Das war einmal unser Protzan:

Es klingt wie im Märchen, denkt man zurück an all die schönen Jahre in unserem Heimatdorfe:

- Zufriedenheit und Frohsinn bestimmten den Tagesablauf. Im vertrauten Familien- und Verwandtenkreise, in fröhlicher Freundesrunde wurde in unserer Muttersprache erzählt und gescherzt, ein offenes, wenn auch manchmal derbes Wort, vertrug ein jeder;
- nach harter Arbeit gönnte man sich im Verein oder mit der Familie einen Ausflug in die nähere oder weitere Umgegend, vielleicht zum Kamenzer Schloß mit seinem herrlichen Schloßgarten und seinen hoch-aufschießenden Springbrunnen oder in die reizvolle Landschaft der Sudeten. Und wer etwas für sein Seelenheil tun wollte, unternahm eine Wallfahrt nach Wartha oder Albendorf, unserem „Schlesischen Jerusalem“
- in den Wintermonaten ging man mal nach Frankenstein ins Kino oder besuchte einen Operettenabend im „Goldenen Löwen“ oder „Frankenheim“;
- in der Erntezeit halfen Leute, die auswärts arbeiteten, nach ihrem Feierabend dem Bauern, das Getreide zu bergen. Für seine Hilfsbereitschaft konnte der Helfende wiederum mit entsprechender Gegenleistung des Bauern rechnen;
- viele konnten sich ein Häuschen bauen und wurden glücklich im eigenen Heim;
- es gab auch einige arme Familien und Einzelpersonen, die unverschuldet in Not geraten waren. Ihnen wurde materielle Hilfe zuteil: z.B. bekamen sie vom Schweinschlachten Wurst und Fleisch in einer Kanne mit Brühe, und ein Stück Festtagskuchen war ihnen sicher. Harten Hunger brauchte gewiß keiner zu leiden.

Im großen ganzen hatten wir einen gesunden Lebensstandard, Neider und Beneidete gab es kaum. Es war ein friedliches Miteinander / Füreinander.

Das war einmal.

Doch bald kam es anders, und nicht erst mit Beginn des Zweiten Weltkrieges am 1.9.1939. Denn vorher schon waren viele junge Männer zum Reichsarbeitsdienst oder zur Reichswehr eingezogen worden. Die Arbeitskräfte wurden immer knapper, die Ersatzmaßnahmen wogen nicht den Verlust der eigenen Leute auf. Lebensmittel, Bekleidung und Kohle wurden rationiert, der Kriegsschauplatz wurde größer und größer. Größer wurden aber auch der Kummer um die Angehörigen auf dem Schlachtfelde und das Leid, wenn einer unheilvollen Nachricht die nächste bald folgte:

„Ihr Sohn ist auf dem Felde der Ehre am gefallen“.

Der Glaube an einen Sieg der Deutschen und die Begeisterung für einen ehrenvollen Kampf gingen unter im massiven Ansturm der feindlichen Übermacht auf die Stellungen der Deutschen und ihrer Verbündeten und der ansteigenden Zahl derer, die ihr Blut und Leben für ein aussichtsloses Unternehmen hatten verlieren müssen oder deren Schicksal vorerst ungeklärt geblieben war.

In dieser Zeit der Unsicherheit und rauhen Wirklichkeit wurden frohe Feste im privaten und allgemeinen Bereich immer seltener, häufiger dagegen wurden die Totenfeiern zu Ehren der Gefallenen und derer, die in der Heimat den Verlust ihres lieben Angehörigen nicht überwinden konnten.

Breslau war in mehrmonatigem Kampf gefallen und ganz Schlesien zu Lande und in der Luft vom Feinde überrollt, als am 8.Mai 1945 die gegnerischen Verbündeten sich bei Torgau in Sachsen die Hände reichten.

Das war das Ende eines anfangs siegreichen Krieges.

Zuende aber waren keineswegs Kummer und Sorge aller, die das furchtbare Völkergemetzel überlebt hatten, im Gegenteil, jetzt erst zeigte es sich mit aller Härte, welche tiefen Wunden der Krieg geschlagen hatte. Auf den Gatten, den Vater, auf den Sohn oder Bruder warteten seine Angehörigen, mitunter auch auf die geliebte Tochter oder Schwester, die als Nachrichtenhelferin oder im Sanitätsdienst ihren „Mann“ gestellt hatten. Verzögert kamen erste Nachrichten aus Kriegsgefangenenlagern, nicht minder groß war das Leid der dort Festgehaltenen ob ihrer bangen Ungewißheit über das Los ihrer Lieben in unserer Heimat. Ja, war es eigentlich noch unsere Heimat? In meinem Falle erfuhr ich in einem russischen Kriegsgefangenenlager hinter dem mittleren Ural in Westsibirien erst Ende 1946 von der Vertreibung und dem Aufenthalt meiner Familie in Niedersachsen, weit weg von daheim.

Und was alles hatte sich nach dem Einmarsch der Siegermächte zuhause abgespielt! Plünderungen, Festnahmen, Vergewaltigungen, zeitweilige Austreibungen der Bevölkerung in glühender Hitze bis nach Neisse (ca.50 km), täglich Schläge auf eine Anzahl Männer, die, in Frankenstein im Keller des Gasthauses „Zum Elefanten“ 12 Wochen lang zusammengepfercht, unsägliches Unrecht erleiden mußten. Dort, auf dem Hofe der Gastwirtschaft, wurde Gustav Winkler, der letzte Hauptlehrer unseres Dorfes und Vater von acht Kindern, erschossen, als er versucht hatte, hinter einem Wagen vor den wild abgefeuerten Geschossen der Miliz etwas Schutz zu finden. Zwei andere Protzner, Max, Sohn des Hermann Spittler, und ein Sohn des Hermann Deckert, wurden verwundet. Max Spittler hatte bereits im Kriege einen Arm verloren, nun mußte ihm noch durch die neue Verwundung ein Bein amputiert werden, weil ihm ärztliche Hilfe zu spät zuteil geworden war.

Hans Schneider wurde nach einer zweiten Verhaftung beim Fluchtversuch von der Miliz angeschossen, auf einem Wagen zurück nach Protzan gebracht, im Schuppen des früheren Amtsvorstehers Welzel eingesperrt und zu Tode geprügelt. Zum Sterbenden hatte man

weder einen seiner Angehörigen, noch einen Arzt noch den Priester treten lassen. Seine Leiche wurde in einem Sack an der Mauer des Friedhofs hinter der Sakristei verscharrt. Das waren einige eklatante, traurige Ereignisse der letzten Zeit im damaligen Protzan.

Was alles sich sonst noch in jenen Monaten zugetragen hat, das schildert Frau Bögner im folgenden Gedicht:

Die Befreiung
(Berta Bögner)

Tulle woar's die ganze Nacht,
's hoot gedunnert und gekracht,
morgens frieh om 9. Mai rickten die „Befreier“ ei.
Die kee reen Gewissen hotta,
krucha vurher dorch die Lotta.
Und ma muß die Leute loon:
die hotten's warklich schlau getoon.
Uff der Stroße watt nich Ruh',
Tag und Nacht ging's immerzu,
's koam Kolonne uff Kolonne,
griene Waane, braune Monne.
Poß gutt uuf und gieb gutt acht:
's watt glei „Zappsarapp“ gemacht,
die Geschäfte wann geplindert,
— niemand ies, dar doas verhindert —
Flichtlingszüge macha kehrt,
ausgeplündert, ausgeleert.
Do und dort sein die „Befreier“
drieberhar als wie die Geier.
Uff dan Stroßa, jedes Haus,
ieberoal sitt's wüste aus,
Scherben hoot's ei großer Zoahl,
Lumpen, Lumpen ieberoal,
Goartenzäune sein im Wäge,
droangefoahrn, do stiehn se schräge.
Ieberoal sitt's wüste aus,
ma gieht nich gern zur Stube naus.
Kimmt ma raus, ma guckt und sitt,
doß ma nich no ei woas tritt,
ieberoal konn ma's nich wogen

ma macht goar momchmool gruße Bogen.
Konnste diech nich schnell verziehn,
mußte glei „rabotte“ giehn,
und a poarmool ei der Wuche
kriggste ollerhand Besuche:
wie die fremda Leute sein,
jeder kimt, diech zu befrei'n.
Sucht a su a Lausebube
Partisanen ei der Stube?
Giehst uff Arbeit, bist uff der Tour:
„Pan, gib her nur Deine Uhr!“
Kaum vergassa daan Verdruß,
biste schunn dei Foahrroad luus,
wenn du ooch enn Ausweis hust,
dar diech viel „Penunze“ kust.
Unbeachtet bleibt die Bitte,
außerdem, hust Wodka miete.
Seit daan aschta Kinderjoahrn
Hoot diech niemand ausgezoin.
Biste heut a aaler Moan,
konnste doas Vergniegen hoan.
Daan „Befreiern“ jedenfolls,
daan gefällt doch eemool oll's:
Kleder, Schuhe, Geld und Schmuck.
Ja, die kriega nich genug.
'S Schlimmste vu dar ganza Wuche
sein die nächtliche Besuche,
konnst nich schlofa ei der Nacht,
weil diech's dauernd wilde macht.
Ieberoal hiert ma blos Schrein:
die „Befreier“ wullten rein.
Monchmool goar ei daam Quartiere
hoot ma sulche gruße Tiere.
Tust jitz no mit Stiefeln gruß:
eenen Taag, do bist'se luus.
Im Juli, do stond ongeschrieba:
Inser Dorf watt ausgetrieba!
Taag und Nacht ging dar Morsch
mit Bewachung, oaberforsch.
Biste schlopp, konnst kaum no kricha,

tuste „welche“⁽¹⁾ glei erwischa.
Dort ei Neisse oagekumma,
monche Uhrfeig' toade brumma.
Währenddaam ginn frank und frei
Andre bei ins aus und ei
und befrein diech nich zu knapp,
eene Wuche „Zappsarapp“.
Kummer heem, oh! oh! oh!
sein die Zivilbefreier do.
Und woas die nu tun und treiba:
ganze Bicher kennt ma schreiba.
Wenn du die Gesichter sisst,
weeßte schunn, wuronn du bist.
Oangeschriebe konnste sahn:
Doas und doas les obzugaan.
Wenn olles watt erledigt sein,
watt dir warklich nich viel blein.
Stork beläät watt jedes Haus,
daan Besitzer schmeißt ma raus.
Nich mit Worten, nich mit Bildern
läßt sich doas Theater schildern.
Gerne, gerne willst du giehn,
's ies tatsächlich nimme schien.
Andre Noama honn die Orte,
andre Menschen, andre Worte:
„hortsch“ heeßt „komm“, jeder weeß,
„klebba“ „Brot“, ma hoot blos kee's.
Hier watt langsam Pollakei,
täglich traffa neue ei.
Die „Paninka“, die Irene,
schwinga olle grüße Teene.
Ei die Karche giehn se jede
ei mm schien geklauta Kleede.
Prima uba, prima unda,
oll's ei Schlesien gefunda.
Mäntel honn se, schiene Schuhe.
Bloß doas scheußliche Getue!
Ihre Tropsa, -sieh och, siste!-
liega dort ei enner Kiste,
und der Kittel, dar verzauste,

und doas Hemde, doas verlauste,
 olles liggt ei enner Ecke,
 lunn's verfaulen ei daam Drecke.
 Denn die sein doch olle reich!
 War ies daan nu jitze gleich?
 Die honn jitz doas Ding gedrechselt,
 honn daan Plotz mit'm Herrn gewechselt.
 Die honn jitze grußes Prahlen,
 Schulden muß der Knecht bezahlen.
 Vieh und Ernte bringa Scheine,
 die natierlich, die sein meine.
 Woas stets Recht woar, ies verkehrt,
 woas nischt taugte, hoot jitz Wert.
 Dei's ies mei' s, und woas iech hoa,
 gieht diech jitze goarnischt oa.
 Sool ma do nich drierber spota?
 Reich sein die, die goarnischt hotta.
 Ei daam Hause sein die Verkehrta,
 bloß nich die, die neigehäärt.
 'S watt dir monchmool siedeheesß,
 wascht allmählich ganz nervees.
 Zeitung konnste keene kriega,
 woas die Leute soan, sein Liega.
 Die Parolen, die sein schlimm,
 huste druuf uff daan Termin.
 Konnste no im Hause blein,
 och! do huste oaber Schwein.
 Doch, 's hoot woas zu bedeuten,
 's gehäärt ja andern Leuten,
 bis uff doas, woas du mußst hoan,
 woas du mußst uff'm Leibe troan.
 Niemand konn dir garantiern:
 watt dir's monne no gehiern?!
 Woas du mihsam hust erschunden,
 hoot enn andarn Herrn gefunden.
 Hust gespoart uff monches Ding
 lange, lange. Weg woar's flink.
 Deine Schränke räumt ma aus,
 eim Verstecke frißt die Maus.
 Woas du hientust, – wie gesoat –

du bist's luus uft jede Oart.
 Und nu sist du's baale ei:
 jitze biste richtig frei!
 Hust diech mit nischt obzufinda,
 olles ies ei guda Hända.
 Doas Motorroad biste luus,
 's macht dir nimmermehr Verdruß.
 'S plotzt dir ooch kee Foahrroadreefa,
 brauchst dir ooch kenn Schlauch mehr keefa,
 brauchst kee Geld uff Repratur
 fier die Stiefeln, fier die Uhr.
 Fort ies monches schiene Sticke,
 kimmst dir vier wie „Hans im Glicke“.
 Und die schrille Weckerstimme
 morgens frieh, die stäärt diech nimme.
 Woar der Wecker dir ooch teuer,
 dar erschreckt jitz die „Befreier“.
 'S Radio, doas woar dei Spoaß:
 seit's giehn muß, gieht's ooch ohne doas.
 Bist vu ollem nu befreit,
 ja, doas woar ne „schiene“ Zeit.
 Bist du nu befriedigt, he?
 Och wuhar, noch lange nee!
 Denn dar Maga meckert bluß,
 dar ies uffte arbeitslus.
 Guck doch ei daan Polenladen,
 Speck und Putter konnste hoaben,
 Sieh doch hier, die langa Strefa!
 Oaber du konnst dir nischt keefa.
 Freiheit, och du gruße Pleite!
 Trotzdem prophezei iech heute:
 „Einst gibbt's wieder Woscht und Baaba,
 war nich sterbt, dar watt's erlaaba!“

Schikane, tagtägliche Gewalttätigkeiten, willkürliche Inbesitznahme von Haus und Hof, der Marsch nach Neisse, die Gefangenhaltung der ungefähr 20 Männer im „Elefanten“ mit der Verwundung bzw. Erschießung von Protzanern – angeblich als Gegenmaßnahme für einen „bewaffneten“ Widerstand der Protzaner gegen die Miliz (trotz der Versicherung des Pfarrers Kliche, daß kein Protzaner eine Waffe besitze), die grauenvolle

Ermordung des Hans Schneider, weil er einen Kriegsgefangenen schlecht behandelt haben sollte, das alles war nur die unheilträchtige Einleitung zum größten Unrecht aller Zeiten, der

Vertreibung aus der Heimat.

Daß sie einmal Wirklichkeit werden könnte, das hatten die meisten Einwohner sich nicht vorstellen können. Solange es möglich gewesen war, hatten sie bei Nacht und Nebel ihre materiellen Kostbarkeiten und Wertsachen, so Schmuck, wertvolles Geschirr, Gold- und Silbermünzen in Gebäudeteilen versteckt oder in luftdichten Behältnissen vergraben, um sie hervorzuholen, so bald der Pole wieder weg war. Das war ein winziger Hoffnungsschimmer von einem Licht, das rasch erlosch, als an den Verladerampen die Viehwagen zum Abtransport der Deutschen in eine ungewisse Zukunft bereitstanden. Was sie nun noch ihr eigen nennen durften, war soviel, wie es ein jeder mit seiner Hände- und Körperkraft tragen konnte. Alles andere, was er in vielen Jahren mit seinem Fleiß geschaffen hat, was ihm sein Lebensinhalt und seine Existenz geworden war, den Ort, wo er geboren war, wo er seinen Lebenspartner gefunden und eine Familie gegründet hatte, das ihm vertraute Dorf mit der hochstehenden Kirche, auf deren Friedhof bereits seine Ahnen ruhten, seine Heimat Protzan, das alles mußte er in tiefen Schmerz zurücklassen. Unmöglich war manchem ein letzter Blick auf das, was ihm lieb und teuer geworden war. Im Schicksal Deutschlands liegt die Zahl von 15 Millionen Vertriebenen aus den deutschen Ostgebieten verankert.

Protzan jetzt

In alle Winde verweht sind sie nun, die Vertriebenen aus den deutschen Ostgebieten. Das „Volk aus dem Osten“ war in den ersten Jahren oftmals eine entwürdigende, in herabmindernder Art ausgesprochene Bezeichnung für uns, die „Flüchtlinge“, bis man festgestellt und eingesehen hatte, daß diese Leute genauso leistungsfähig, genauso talentiert, arbeitswillig und gesittet waren wie die eigenen. Es hat mitunter lange gedauert, ehe wir als ihresgleichen anerkannt waren. Schwierigkeiten gab es überall und genügend:

- bei der Suche nach einer ausreichenden und menschenwürdigen Wohnung. In ländlichen Gebieten waren die Unterkünfte oft katastrophal: Kammern direkt neben Stallungen oder nur erreichbar über eine Treppe, die mehr eine Leiter war;
- bei der Arbeitsuche: im erlernten Beruf unterzukommen oder sich sogar selbständig zu machen, war ein vergebliches Unterfangen.

Der Bauer, zeitlebens mit der Scholle verbunden, arbeitete nun in einer Fabrik oder bei einem Bauunternehmer als Handlanger, der Studierende als Hilfsarbeiter in einem technischen Werk, der Kaufmann mußte damit zufrieden sein, in einer artfremden Branche eine bescheidene Anstellung gefunden zu haben.

Kurzum, es war auf allen Gebieten eine oft an die Nerven gehende Umstellung und Umwälzung, von der auch die Bürger Protzans nicht verschont blieben.

Viele unserer Landsleute wurden im Wege der Familienzusammenführung oder, weil sie am bisherigen Wohnort keine oder nicht die geeignete Arbeit finden konnten, umgesiedelt, meistens in den Westen der Bundesrepublik, so kommt es, daß in manchen Gegenden nun eine größere Anzahl Protzaner wohnt, so z.B. in Laasphe, einem Kurort im Wittgenst. Land in der Gegend um Neustadt a/Rbge, Hannover, Goslar, Braunschweig und Hildesheim, im Ruhrgebiet oder in der Gegend des Mittel- und des Niederrheins.

Viele leben in der DDR und einige sind ausgewandert. Das beigefügte

Personenverzeichnis sagt aus, wo überall Protzaner wohnen oder gewohnt haben, denn groß ist bereits die Zahl derer, die fern der Heimat in fremder Erde ihre letzte Ruhestätte gefunden haben.

Die Hoffnung an eine Rückkehr ist längst dahin, geblieben aber sind die Erinnerungen an unser einstiges Zuhause, eine treue Liebe zur Heimat und daraus resultierend die Pflicht, ihr Bild mit allen Einzelheiten, seien es die der Sprache, der Sitten und Bräuche oder die des äußeren Aufbaus zu erhalten, zu pflegen und den Kindern weiterzugeben.

Es war einer der „springenden Funken“, meinen Plan für dieses Buch zu verwirklichen, als ich mit Zufriedenheit feststellen konnte,

- daß der Heimatgedanke lebt,
- daß die Begeisterung groß genug ist, heimatliche Bilder zu sehen oder Berichte zu hören oder zu lesen, und

- daß der Wunsch und der Wille stark genug sind, an Heimattreffen, z.B. am Schlesiertreffen alte Bekannte und Freunde, manchmal nach Jahrzehnten, wiederzusehen und dabei nette, schöne Erinnerungen auszutauschen.

Zu erwähnen ist hier die Zusammenkunft von ca. 70 Protzanern am 30. Oktober 1977 in Hagen b. Neustadt a/Rbge., die von den Gebrüdern Rother und Günter Jüschke organisiert worden war und bei der Filme von Protzan vorgeführt wurden, die Letzterer bei seiner Reise dorthin gedreht hatte. Ein Besucher dieser Veranstaltung mit gemeinsamer Kaffeetafel und Wurstabendbrot schreibt:

„Die Farbfilmvorführung war ein großartiges Erlebnis. Es war ergreifend, im Geiste durch unser Heimatdorf und die heimatlichen Fluren mitzufahren. Sogar unsere Bimmelbahn war zu sehen.“

Es wäre wunderbar, wenn derartige heimatliche Zusammenkünfte öfters veranstaltet werden könnten, doch leider spielen auch hier die weiten Entfernungen zueinander eine behindernde Rolle.

Bereits viele Protzaner – mit Bewunderung sei gesagt, daß es bisher überwiegend junge Menschen waren – haben Reisen in die alte Heimat unternommen. Ihnen allen sind die nun folgenden Berichte in Wort und Bild zu verdanken.

Wie sieht es jetzt in Protzan aus?

Im großen ganzen bietet sich dem Besucher ein Bild des Verfalls als Resultat vernachlässigter Pflege und Unterhaltung all dessen, was zu erhalten uns Deutschen eine Selbstverständlichkeit gewesen war. Daß vieles bereits zusammengefallen ist oder dem Verfall nahesteht, ist nicht immer die Schuld des jetzigen Bewohners allein, die Hauptschuld liegt bei denen, die ihm die nötigen materiellen und finanziellen Mittel nicht zur Verfügung stellen.

Machen wir einen Spaziergang vom Frankensteiner Kleinbahnhof aus nach Protzan und durch das Dorf:

Nicht mehr „Frankenstein“, sondern „Zabkovice“ lesen wir am Gebäude, auf dessen Vordergrund ein hellgestrichener Zaun aufgestellt ist.

Weil gerade ein Zug für unser Ziel bereitsteht, ändern wir unseren Plan zu laufen, besteigen unsere alte Bimmelbahn und kommen für 2 Zloty schnell nach Protzan. Mit dicken Buchstaben „Zwrocona“ ist der Kleinbahnhof Protzan beschriftet. Zwei Frauen wohnen und machen hier Dienst. Die Straße nach Frankenstein hat eine Bahnschranke bekommen.

1969:

„Der Stadtsteig ist kassiert. An Bahnhof in Protzan angekommen, hatten wir einen ganz guten Eindruck, aber vor Rieger Heinrich und Pauli sah es anders aus, ebenso bei anderen großen Wirtschaften wie bei Oppitz, Gottwald, Schneider, zwei Spittler, Mann. Die kleinen Wirtschaften gehen ja so einigermaßen bis auf einige“.

1969:

„Bei Gottwald sieht auch nichts mehr freundlich aus. Der Straßeneingang ist verrast und das durchlöchernte Tor zu. Beim Vordergebäude (Pferde- und Kuhstall) sind die Ziegel stark ausgefressen, es ist nur noch wenig Putz daran. Beim Anbau ist an der Ecke das Dach eingebrochen.

Am Auszughaus sind keine Fenster mehr drin, der Kohlenschuppen und auch das Dach sind eingebrochen. Es scheint unbewohnt zu sein.“

„Am Hintersteig nach dem Bahnhof haben sie einen Fahrweg gemacht“.

„Wie kommt es, daß gerade die großen Wirtschaften zerfallen? Man hat 1945 Leute reingesetzt, ganz gleich, ob sie fähig waren oder nicht. Dann kam von der Regierung der Befehl: das ganze Dorf wird zur Kolchose gemacht. Das war leichter gesagt als es durchzuführen war. Es fehlte doch an Maschinen und Arbeitskräften. Sechs Jahre wurde so gewirtschaftet, dann machten die Bauern wegen des geringen Einkommens nicht mehr mit. Dann kam das Tollste: das Land wurde wieder neu aufgeteilt: jeder bekam 40 Morgen, vom übrigen Land wurden Staatsgüter gemacht. Die Leute auf den großen Höfen, die auch nur 40 Morgen Land hatten, konnten durch den kleinen Viehbestand und das geringe Einkommen die großen Gebäude nicht mehr instandhalten. Ein neues Haus ist im ganzen Dorf noch nicht gebaut worden, dagegen sind viele bloß noch zum Wegreißen.“

„Bei Finger Berthold war das Vordergebäude neu verputzt und geweißt.“

1972:

„Mit dem Bus sind wir von Breslau nach Frankenstein gefahren. Die Nickelwerke rauchten aus allen Schornsteinen. Die Kleinbahn fährt jetzt mit Diesellok und D-Zug-Wagen.“

1976:

„... was damals alte Häuser waren, sind weg:

Hampe, Priemer-Beinlich, das alte Alber-Haus. Das Haus, wo Rother August wohnte, hat der Pole von Schramm als Geflügelstall, Die „Neffa-Gosse“ ist zu. Die Mann-Gaststätte ist geschlossen, bei Mälzig ist keine Bäckerei mehr, nur Verkaufsladen.

Von Langnickels Kastanienbaum habe ich zwei Kastanien mitgenommen und eingepflanzt: eine ist gekommen und schon ein schönes Bäumchen.“

1976:

„Der „Krischa-Teich“ ist mit einer 1,5 m hohen Wand umgeben. Auf dem Schulplatz stehen alle Linden noch. Zwei Klassen der Schule werden genutzt, die frühere Oberklasse ist Lagerraum. Die Friedhofsmauer ist renoviert, der Friedhof selbst ist eingeebnet. Hinter der Mauer befindet sich ein neuer Friedhof.“

1969:

„In der Messe waren wir auch. Anwesende: zwei Pfarrer, vier Ministranten, zwei Polen und wir drei Touristen. Ein Pfarrer sprach gut deutsch, wir haben uns längere Zeit mit ihm unterhalten.

Der Friedhof ist eingeebnet, nur drei Gräber von den letzten Pfarrern sind erhalten.“

1978:

„Alles kam mir fremd vor, weil Bäume und Sträucher so groß waren. Als wir zum Feuerteich (Krisch-Teich) kamen, war die Welt mit Brettern vernagelt: so lang der Feuerteich an der Straßenseite war, war ein hoher Bretterzaun. Das Haus von Schmidt Franz und von Fischer steht nicht mehr.

Vereinzelt haben wir auf dem Friedhof Holzkreuze mit polnischen Namen gelesen, ein paar Blumen standen darauf, sonst überall Rasen.“

1976:

„Der Kreuzweg ist polnisch beschriftet. Die Deckengemälde sind erneuert. Die „Madonna im Strahlenkranz“, eine Nachbildung (1701) der „Schönen Madonna von Breslau“ ist in der Taufkapelle noch vorhanden.“

„Im Jaekel-Haus wohnt der Dorfpolizist. Die Einfahrt zu Oppitz ist halb eingefallen. Eine Betonmauer zieht sich von der „Justa-Gosse“ bis zum Stellmacher das Gelände dazwischen hat der Pole (von Stellmacher) in Besitz genommen. Die Schramm-Schmiede ist geschlossen, dort sind große Kohlen-Brocken gelagert.“

1978:

„Die Gebäude von Alfons Gottwald sind bald Ruinen. Die Dächer fallen zusammen, am Anbau des Wohnhauses sieht es wüst aus. Auch der Bogen am Hintertor ist halb eingefallen. Alle großen Höfe fallen zusammen. Fünf Tage haben gereicht, das Elend zu sehen.“

Das ist in kurzen Worten das, was Protzner bei ihren Reisen in die Heimat gesehen und gehört haben, sie konnten aber auch berichten, daß im Vergleich zu früheren Jahren Aufnahme und Gastfreundlichkeit uns Deutschen gegenüber sich bedeutend gebessert haben. Die Gastgeber verschmähen allerdings nicht mitgebrachte Geschenke und sind scharf auf D-Mark/West. An manchen Stellen wurden die Besucher eingeladen, nur bald wiederzukommen und gegebenenfalls noch Bekannte mitzubringen. Für Unterkunft würde gesorgt.

Auf die Beschaffenheit der Gebäude und Felder angesprochen, beklagen die Polen den Notstand von Geld und Materialien und die seit einigen Jahren stärker werdende Landflucht der Jugend, die mangels Verdienstmöglichkeiten ihr Heil in den Städten sucht. Aus weiteren Berichten ist zu sehen oder zu hören, daß einige Häuser gut oder einigermaßen gut in Ordnung gehalten wurden, so z.B. die Wohnhäuser des Paul Schramm, der Bittner Villa, der Anna Werner (geg. Reinh. Rother), des Karl Bittner (geg. Pfarrhof) und des Adolf Gottwald

Asu iss ins derganga

(Berta Bögner)

Ihr lieba Leute, wullt Ihr wissen, wie's ins tutt giehn,
doas kann iech erzähl'n, wie's im ins tutt stiehn.

Wu mer no ei Schlesien wonn,
mußt mer arbeita, bis ma nichmehr kann.

Doch wu mer sein uff Lutter gekumma,
kunnt mer schlofa, bis die Knucha brumma.

Mit'm Assa, doas woar keene Klage:
Eisbeene goab's im Winter olle Tage.

Wullt mer die Eisbeene vum Holse hoan,
mußt mer a Tiesch naber a Ufa troan,
ma mußte siech uuf a Tiesch nu setza
und die Beene ei doas Brotriehr stecka.

Denn sunst, doas kann iech Euch bloßig soan,
wurd' no zu Eise der ganze Moan.

Im Summer, do woar's ei Lutter schien,
do kunnt mer olle Tage ei a Wald naus giehn,
ma brauchte nich bloß ei der Stube hocka,
ma kunnde die frische Waldluft schnoppa.

Wu die Bloobeern wonn, kann lech Euch soan,
do hoa iech mer monches Kannla vuul heemgetroan.

Do goab's Bloobeerntunke und Kließla, doas hoot geschmackt,

ma hoot dann no a Taller ausgelackt.
(Do hott mer schunn enn Taller,
Ihr watt miech doch nich beneida,
sieba Wucha muß wer ins die Kließla im Kaffeetippla schneida).
Dann koama die Pilze, doas muß jech Euch soan,
monche Tosche vuul hoa iech mer heemgetroan.
Doch, wenn ma wullde die Pilze dann assa,
hotta die Moadas se holb schunn gefrassa.
Ma ging ei daan Wald wieder ganne nei
und hullte siech eene neue Tosche vuul rei.
Ei die Kroatzbeern ging mer ooh ei a poar Taga,
do fond mer halt immer woas ei daan hungriga Maga.
Der Harrgoot hoot ins nich ganz verloon,
ma fond immer wieder woas zum Assa,
weil mer suste nischt honn.
Und sullt' siech der Harrgoot no amool bedenka,
und tät ins doas Schlesien wiederschenka,
doas Lutter tunn mer im Laba nich vergassa,
wie schien doas do woar, wu mer honn im Walde gesassal

Heimatdörflein (Berta Bögner)

Mein Heimatdörflein, lieb und schön,
noch heut' möcht' ich dich wiederseh'n!
Du hast gewiß uns viel zu sagen,
was sich schon alles zugetragen.
Wo ich nur geh' und wo ich bin,
ja, immer zieht's mich zu dir hin.
Mein Heimatdorf, ich sag's aufs neu,
bin ich auch fern, ich bleib' dir treu!
Kam man so von Frankenstein,
sah man die schönen Häuserreih'n.
Die Kirche konnt' am Berg man finden,
wie eine Mutter bei den Kindern.
Wie war das Heimatdörflein schön!
Wann werden wir uns wiederseh'n?

Ging man so das Dorf entlang

und hört' den schönen Glockenklang,
ging man erst zur Kirch' hinein.
Wie spielt die Orgel da so fein!
Man hört' den schönen Chorgesang,
dazu den reinen Orgelklang.
Wie war das Heimatdörflein schön!
Wann werden wir uns wiederseh'n?

Erinnerungen an die Heimat
(Berta Bögner)

Du liebes, trautes Frankenstein,
wann wird der Tag gekommen sein,
daß wir auf deinem Bahnhof steh'n,
von hier schon ,unser Dörflein seh'n!?

Das Dörflein liegt so wunderschön,
von weitem kann man es schon seh'n.
Es zieht sich so den Berg hinauf,
als wollt' es dort zum Himmel rauf.

Die Kirche steht am Berg so groß,
sie nahm uns All' in ihren Schoß.
Und rings um diese Kirche steh'n
so viele Häuser wunderschön.

Der Kirchturm hält schon Umschau aus,
ob bald der Deutsche kommt nach Haus~
die Glocken, sie sind ganz betrübt,
weil man sie auch nicht mehr so liebt.

Denn als die Deutschen waren da,
wurd' alle Tag' geläutet gar.
Sie sandten ihren Glockenklang
zum Himmel wie 'nen Lobgesang.

Die Toten, die um's Kirchlein sein,
vermissen längst des Priesters Reim.
Es ist kein deutscher Priester dort,
der für sie betet an dem Ort.

Die Gräber, die sonst schön geschmückt,
sie sind gebrochen, umgeknickt.
Es ist ja niemand, der sie pflegt.
Ja, höchstens sie mit Haß besät.

Der Pfarrhof, er liegt ganz verwaist,
der Priester, der uns mit Gotteswort gespeist,
der mußte ja zuerst rausfliegen,
eh' man die Andern hat vertrieben.

Wie hat das Herz so wehgetan in jener Stunde,
als man die letzten Worte hört' aus Priesters Munde:
„Kniert Euch nun Alle auf die Erde gleich,
den letzten Segen geb' ich Euch!“

Schon rollten die Räder mit ihm fort.
Ins Ungewisse, war das Losungswort.
„O HERR, laß einmal es doch noch gescheh'n,
daß in unser'm Dörflein wir uns wiederseh'n,
daß Alle wir gesund doch kehren heim,
ja Alle, die aus unser'm Dörflein sein!“

Die Heemte

Ein Lied (von Paul Friedrich +), das wir bei Kantor Hollunder gelernt und gesungen haben.

O, wie is die Heemte doch su wunderschien,
wenn die Bliemla und die Beemla bliehn,
wenn die Bächla springa über Fels und Steen,
wenn uff Wies' und Reen jubelt Gruß und Kleen,
wenn doas kleenste Derfla liegt eim Sunnenglanz,
wenn's ins freedig lockt zu Spiel und Tanz.

Ja, do hält es seldom ees eim Stiebla aus,
und die Städter ziehn uff's Derfla naus,
klattern uff die Barge, sahn durch's Operngloas,
lään sich hien eis Groas und erzähln sich woas,

und die Dorfpumranza schaun ei stiller Ruh'
mit verschränkta Oarma freindlich zu.

Liebe Stoadtgeschwister, nahmt Euch bluß die Zeit
Monde sein's ock, wu's nich schneit;
satt eim Harrgottsgartla Euch hibsich oan die Pracht,
die Euch Tag und Nacht ei die Auga lacht,
seid fidel und munter ei dar Blietazeit:
baale kimmt der Winter und is schneit!

Herrlich ist doch das Rentnerleben
(Melodie: „Lustig ist das Zigeunerleben“)
(Berta Bögner)

Herrlich ist doch das Rentperleben,
faria, faria, hoch,
brauchst dem Staat keine Steuer zu geben,
faria, faria, hoch,
ist der Monat dann vorbei, kommt das Geld auch wieder rein.
Faria, faria, faria, faria, faria, hoch!

Brauchen nicht so früh aufstehen,
mit den Hühnern wir schlafengehen,
des Mittags schlafen ein Stündchen wir aus
und geh'n dann spazieren ins Grüne hinaus.

Fleisch und Würste, die können wir kaufen,
das Geld tut schnell durch die Finger laufen.
Es ist für die Rentner schön abgepaßt,
mit Umschaukeln haben wir keine Last.

Doch deshalb brauchen wir nicht zu verzagen,
wir haben heut nicht mehr den hungrigen Magen.
So ist es nun einmal auf dieser Welt:
den Beutel hat einer, der and're das Geld.

Wann uns die wackligen Beine nicht tragen,
kommen einfach wir in den Kinderwagen.¹⁾

Da geht es mit Volldampf bei Allen voran,
die Lokomotive, sie stellt ihren Mann.

Einmal sind wir nach Walsrode gefahren,
wollten unsern Vogel auch dorthin tragen.
Hoffentlich gebt Ihr Alle gut acht,
daß keinen zweiten Vogel Ihr mitgebracht.

Nun sollt' es nun wieder heimwärts gehen,
in Walsrode war es so wunderschön.
Wir fuhren befreit von dort wieder fort,
der Vogel blieb im Vogelpark dort.

Nun kamen wir wieder in unsere Klause
und freu'n uns, daß wir glücklich zu Hause.
Da setzten wir uns auf den Rücken dort
und fahr'n in Gedanken das nächste Mal fort.

Nun habet Dank, all Ihr lieben Leute,
daß Ihr so schön mitgesungen habt heute.
Es war doch wieder ein Tag so schön.
Nun sag' ich Euch Allen „Auf Wiederseh'n!“

¹⁾ hierzu gibt Frau Bögner folgende Erklärung:

„Da hatte ich nämlich Bluterguß im Knie. Ich wollte nicht mitfahren, ich konnte doch nicht laufen. Da wurde ich über die Treppen runter-getragen und in eine Karre gesetzt und zum Bus gefahren. Die Karre wurde mitgenommen, und ich wurde in Walsrode ringsum gefahren.“

*Wenn ich mir etwas wünschen
dürfte, wünschte ich mir als erstes,
daß wir wieder nach Schlesien
könnten. Denn dort gibt es schöne
Berge und Täler. Im Winter könn-
ten wir dann schön mit dem
Schlitten fahren. Als zweites wünsch-
te ich mir ein Haus in Schleisen.
Das müßte in Breslau stehen,
und alles, was dazu gehört, müß-*

*te dabei sein. Eine Laube, ein
Garten, ein Auto und viel Geld.
Und als drittes wüncchte ich
mir, daß nie wieder Krieg ist,
und das Deutschland immer
in Frieden lebt.*

Teil eines Hausaufsatzes eines Vertriebenenkindes unserer Heimat. Es war zur Zeit der Vertreibung noch keine 2 Jahre alt, doch in seinem Herzen ist die Saat aus heimatlicher Erde bereits aufgegangen.

Ein Erlebnis beim Schlesiertreffen in Hannover
(Berta Bögner)

Als ‚s Schlesiertreffen ei Hannover woar,
do woar doch gekumma ‚ne gruße Schoar,
ooch welche, die no nie beim Treffen worn,
eene goar koam ganz aus der Weite oan.

Und wie's asu ies: kimmt ma on fremde Ärter,
do verwechselt ma monchmool die fremda Wärter.
Sie koam ei die Holle, do kriggt se enn Schreck,
denn so verwechselte „Kotlett“ mit „Klosett“.

„Nee“, soat'se, „su viel bezoahn fier eemool austrata giehn!
Do bleit emm ja der Verstand baale stiehn!
Do kann joch nischt trinka, doas hält mei Pottmanee nich aus.
Wenn ma doch wenigstens uff's Feld kennde naus!“

lech soate: „Nu gucka Se ascht amool richtig hien,
woas ieberoal uff daan Schildarn tutt stiehn!“
Do koam so derhinder, doß asuviel kust a Kotlett
und nich, wie sie meente: „eemool uffs Klosett“.

„Nee, soat'se, „do kann iech doch glei woas trinka giehn,
beim Schlesiertreffen ies doch warklich zu schien!“
Schunn lange ies' har, ma kann's nich vergassa,
wenn ma droan denkt, muß ma heute no lacha.

Zur Ermunterung

Mier gehiern zusomma,
weil mer olle vu enner Mutter stomma.
Kenner darf alleene giehn,
kenner obseits stiehn!

Gefallene, Vermite und in Kriegsgefangenschaft oder nach Verwundung Verstorbene der
Gemeinde Protzan

Seid Ihr zufrieden, sagt es Anderen, seid Ihr es nicht, so sagt es mir!

Diesen Spruch aus dem Bereich „Handel und Handwerk“ möchte ich meinem

Schlußwort

voranstellen.

In vielen, ungezählten Stunden, oft bis zur Mitternacht, habe ich versucht, in meinen Aufzeichnungen möglichst viel aus unseren Protzaner Jahren und aus unserem jetzigen Leben als Protzaner zu bringen. Es war eine umfangreiche Arbeit, doch sie hat mir Spaß gemacht, ich habe sie aus Liebe zur Sache getan.

Obwohl einige geschichtliche Daten unumgänglich waren, so soll mein „Heimatbuch“ keine Chronik sein (eine solche schreibt mein Vetter Ernst-Georg Jaekel, ich wünsche ihm ein gutes Vorankommen in seiner Arbeit und recht viel Erfolg)!

Die Wiedergabe der Bilder wäre anders, wenn dazu das nötige Geld zur Verfügung gestanden hätte. Allein der Druck der Bilder auf nur 16 Seiten hätte an die 2000.-- DM gekostet, es wäre unmöglich gewesen, das Buch dann zu dem Preis, wie ich ihn mir von Anfang an als zumutbar vorgestellt hatte, abzugeben.

Ich hoffe, in der vorliegenden Ausführung trotzdem ein annehmbares Heimatbuch Euch übergeben zu können, geht es im Grunde genommen doch nur darum, dazu beigetragen zu haben, das ererbte Volksgut allen Heimatfreunden, und besonders der Jugend zu erhalten und es zu pflegen, und dazu anzuregen, in nie ermüdenden Unterhaltungen die keineswegs geringe Bedeutung unserer Heimat, in kultureller wie in wirtschaftlicher Hinsicht hervorzuheben. Dabei brauchen wir „unser Licht“, eben diese hohen Werte, „keineswegs unter den Scheffel zu stellen“. In diesem Sinne mögen die „Preetzner Glocka“ schon schlummernde Kräfte wecken und allen Lesern recht viel Freude und Unterhaltung bringen!

Mit allen guten Wünschen Euer Heimatfreund

Josef Gottwald